

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 150

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Christian Y. Schmidt
Lesebuch

mit einem Nachwort von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 150

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 150

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: Jo Zarth

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2026 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2181-4

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Bielefelder Jahre	
Epileptikeradel und schwarze Schwestern (aus: »Zum ersten Mal tot. Achtzehn Premieren«, 2010) ¹	7
Im Hafen von Tokoradi (1983)	21
Gegenwelt Bielefeld (2003)	24
Titanic und Berlin	
Mit E auf den P. Über eine bedeutende Nacht im Leben von Thomas Gsell (2008)	33
Satiriker bekennen: Ich bin eine multiple Persönlichkeit (1991)	38
Schröders Augen stinken nach Kotze (2000)	41
Der König von Polen (2001)	44
Wenn Harry Rowohlt einmal frei hat (2015)	47
Südostasien und China	
Singapur Bonaparte, die Nasenscheiße (2005)	50
Neues aus der Schweißforschung (2005)	53
Dicke, weiche Wolke China (2008)	56
Buddha hat nicht Macht in Valparaiso (aus »Bliefe von d'über. Der China-Crashkurs«, 2009)	59
Chinesen am Strand (aus: »Im Jahr des Tigerochsen. Zwei Chinesische Jahre«, 2011).	63
Einführung in den Daoismus (aus »Allein unter 1,3 Milliarden«, 2008)	65
Mein perfekter Tag (2005)	74
Der Lange Marsch in klein (2005)	76

¹ Wenn im Inhaltsverzeichnis auf Bücher verwiesen wird, handelt es sich um selbstständige Veröffentlichungen Christian Y. Schmidts.

Reprise	
Methode Cooper (aus »Der letzte Huelsenbeck«, 2018)	79
Unterwegs mit einer ausgedachten Frau (2004)	87
Zuckmayers Last Stand (aus »Der kleine Herr Tod«, 2020)	90
Der Zeh auf Reisen (2005)	96
Das Leben von heute ist der Abenteuerroman von gestern (2020)	99
Das Fischkapitel (aus »Im Jahr des Hasendrachen«, 2013)	118
Ich habe überhaupt nichts gemacht (2006)	120
Der unrühmliche Lange Fahrradmarsch (Prolog zu »Der Lange Fahrradmarsch«, 2025)	128
Das Ende	
Spirit in the Sky (unveröffentlicht)	135
A Song To The Siren (2014)	138
Die letzte Sonne (2002)	142
Die nichtgeschriebenen Bücher (unveröffentlicht)	145
Nachwort	156
Textnachweise	165
Dank	166

Bielefelder Jahre

Epileptikeradel und schwarze Schwestern

Ich bin zwischen den grünen Bergen von Garizim und Morija aufgewachsen. Seitdem ich denken konnte, blickte ich aus dem Fenster unserer Küche auf Bethanien, dem »Haus der Armen«, einem Flecken bei Jerusalem. Wir spielten in den Gärten Magdalas am See Genezareth, und auf dem Weg zur Schule überwand ich täglich den Berg Nebo, auf dem Moses starb, nachdem ihm Gott das Land der Verheißung gezeigt hatte. Passend zu dieser Geschichte stand hier oben eine Kapelle, aus der es immer süßlich roch, weil in ihrem kühlen Keller die Leichen aufgebahrt wurden, die auf ihre Bestattung warteten. An manchen Sommerwochenenden zogen wir mit unserer Mutter Richtung Enon, und pflückten schwarze Brombeeren. In dieser Gegend taufte einst Johannes, denn es gab viel Wasser hier. Bei Enon stand auch das Haus Arafnas. Auf dessen Tenne hatte König David vor Zeiten einen Altar errichtet, aus dem dann später der große Tempel wurde. Ganz hinten im Wald, hinter den drei grünen Gaskugeln, erhob sich hoch auf einem Berg Salem. Das war das Ende unsere Welt.

Diese Welt trägt den Namen Bethel, was auf Hebräisch so viel wie das »Haus Gottes« heißt. Dieses Bethel aber liegt nicht, wie man meinen könnte, in Israel, sondern ist heute ein Teil von Bielefeld. Damals gehörte es noch nicht zur Stadt, sondern war eine fast selbstständige Anstalt, die etwa 8.000 Epileptiker und ein paar Tausend Geisteskranke beherbergte. Die Bezeichnung »Anstalt« führt allerdings in die Irre, da man sich darunter ja gemeinhin ein klar begrenztes, ja ummauertes Gelände vorstellt. Doch diese Grenzen fehlten.

Bethel war eine protestantische Einrichtung, was die biblischen Namen aller hier errichteten Häuser und Landschaftselemente erklärt. Auch alle Menschen, die in den beiden Betheltälern lebten, waren stark vom Protestantismus geprägt. Wahrscheinlich gab es hier keine fünf Katholiken. Bethel war so etwas wie der protestantische Vatikan. An der Spitze der gesellschaftlichen Ordnung stand eine ganze Schar von Pfarrern, denen ein kleines Bataillon von Diakonen zuarbeitete. Zu denen zählte mein Vater. Die Pfarrer und Diakone waren Angehörige einer Bruderschaft. Uns Kindern erschlossen sich die Hierarchien erst langsam. Wir fragten immer, ob jemand, der uns besuchte oder den wir auf der Straße trafen, auch ein »Bruder« war oder aber bloß ein »Herr«. »Ist ein Bruder was Besseres?«, fragte ich irgendwann meine Mutter. Die verneinte. Doch das stimmte nicht. Die Herren waren so etwas wie die zivilen Angestellten Bethels, und hatten fast immer Vorgesetzte, die sich untereinander mit Bruder ansprachen. Auch die Frauen in Bethel gehörten unterschiedlichen Klassen an. Es gab welche wie meine Mutter, die mit Männern verheiratet waren. Und es gab Frauen, die das nicht durften. Das waren die Diakonissen. Sie trugen eine pechschwarze Tracht und weiße gestärkte Hauben, unter denen sich eine einheitliche Mittelscheitelfrisur verbarg. Diese Frauen, die niemals Mütter werden würden, gehörten absurderweise einem Mutterhaus an. Sie wurden mit Schwester angeredet und arbeiteten in den Pflegehäusern Bethels. Vor den Schwestern hatte ich Angst. Sie hatten etwas Steifes, Soldatisches an sich, ja manche schienen mir von Grund auf böse zu sein. Ob sie über oder unter den verheirateten Frauen standen, war schwer zu sagen. Eher bildeten sie eine Parallelgesellschaft in der Anstalt. Letztlich aber waren auch sie den Pfarrern Untertan. Einer stand an der Spitze des Mutterhauses und wurde von den Schwestern Vater genannt.

Am unteren Ende der gesellschaftlichen Skala befanden sich die Epileptiker und Geisteskranken. Sie hießen einfach: die Patienten oder Kranke. Sie mussten sogar in der Kirche auf getrennten Bänken sitzen, so wie die Schwarzen zur Zeit der so genannten Rassentrennung in den USA. Die Kränksten bekam man gar nicht zu sehen. Sie lagen auf Torfbetten in dunklen, vor über hundert Jahren gebauten Pflegehäusern, in denen es nach Scheiße, Pisse und Großküchenessen roch und aus denen manchmal fürchterliche Schreie drangen. Nur einmal betrat ich das Innerste eines solchen Hauses. Es war bei einem Martins-singen. Die Schwestern hatten uns Kinder hineingelassen und dann das Licht gelöscht, damit unsere Laternen besser zur Geltung kamen. Ich stand am Ende eines Bettes und sah im flackernden Licht ein stöhnendes Wesen mit aufgerissenem Mund und offenem Rücken vor mir liegen. Das Wesen hatte das Gesicht zu einem breiten Grinsen verzogen und ich sang tapfer: »Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.«

Lustiger war der Patientenadel, den wir täglich auf der Straße trafen. Ernst von Tabor, der schöne Siegfried von Arafna oder Dieter von der Brockensammlung. Das jeweilige Pflegehaus, in dem sie wohnten, war Teil ihres Namens geworden; ihren echten Nachnamen kannte keiner. Dafür war jeder von ihnen etwas Besonderes. Ernst von Tabor trug immer einen Haufen Papiere mit sich herum und einen Dirigentenstab. Erklang irgendwo Musik, stellte er sich vor die Quelle und begann zu dirigieren, auch wenn es nur ein Radio war. Gegen Ernst war Karajan ein Amateur. Dieter von der Brockensammlung schob einen Handkarren durch die Anstaltsstraßen, mit dem er Pappkartons und anderes Verpackungsmaterial einsammelte. Am liebsten aber hing er vor einem Schulhof herum, um dort mit seiner immer zu lauten, kehligen Stimme blutjunge Mädchen anzusprechen. Und dann war da noch ein alter Mann mit wenigen grauen Haaren, den

wir nur als »den Kater« kannten. Er begrüßte jeden auf der Straße mit einem lauten, lang gezogenen »Miau«. Er war bei den Erwachsenen sehr beliebt, weil er das absolute Gehör hatte. Für ein paar Mark stimmte er die Klaviere in der Anstalt, auch bei uns kam er dazu einmal im Jahr vorbei. Uns Kindern war der Graue aber suspekt. Er tätschelte uns die Wangen etwas zu lange und fasste uns auch an anderen Stellen manchmal seltsam an.

Es gab auch echte Adelige unter den Patienten. Einer war Herr von Bismarck, aus der Familie des ehemaligen Reichskanzlers. Er wohnte im »Libanon«, hatte aber trotzdem seinen Nachnamen behalten. Er war hochgewachsen, ging in grünem Loden und schritt mehrmals in der Woche gravitatisch an unserem Haus vorbei. Mein Großvater war noch zu Lebzeiten des Kanzlers Bismarck geboren worden. Auch er war Diakon. Stolzte nun Bismarck an unserem Garten vorbei, in dem mein Großvater gerade arbeitete, wurde er von Opa respektvoll begrüßt. Es waren eben auch nicht alle Patienten gleich. Und noch einen grüngerleideten Patienten gab es, der in Bethel berühmt war. Das war der Polizist. Er trug eine knallgrüne, Orden geschmückte Uniform mit dazu passenden Reitstiefeln. Ab und zu machte er auch außerhalb der Anstalt kleine Ausflüge. Dann konnte man ihn irgendwo in Bielefeld auf einer Kreuzung sehen, wo er den Verkehr regelte.

Die epileptischen Patienten unterschieden sich von den Geisteskranken dadurch, dass sie von einem Moment auf den anderen mit einem großen Anfall zusammenbrechen konnten. Da es in meiner Kindheit noch keine besonders ausgeklügelten Antiepileptika gab, passierte das laufend. Mehrmals am Tag sahen wir Kinder Erwachsene, die zappelnd und zuckend auf der Straße lagen, mit Schaum vorm Mund und verdrehten Augen. Besonders häufig schlug der epileptische Blitz ein, wenn sich ein Patient irgendwie erregte. So bekam bei einer schmissigen Predigt in den Anstaltskirchen fast jedes Mal ein Patient einen

Anfall. Pfleger oder Mitpatienten schafften den Zuckenden dann möglichst schnell aus dem Kirchenschiff und trugen ihn in einen Raum, in dem extra Liegen für die Anfälle bereitstanden. Das war so normal, dass niemand weiter davon Notiz nahm. Nur für uns Kinder war so ein Anfall immer eine willkommene Abwechslung, wenn der Gottesdienst mal wieder besonders öde war. Viele Epileptiker trugen damals einen ledernen Sturzhelm, der sie vor Verletzungen bei einem Anfall bewahren sollte. Ein nicht besonders vorteilhaft wirkendes Kleidungsstück. Natürlich machten wir Kinder uns darüber lustig. Auch sonst amüsierten wir uns über die Patienten, obwohl uns das die Eltern streng verboten hatten: »Die Kranken sind Menschen wie wir. Man darf nicht über sie lachen.« Aber weil sich die Patienten eben so seltsam benahmen und wir Kinder waren, hörten wir nicht auf sie. Wir öffneten den Gang, die Anfälle und ihre seltsame Art zu sprechen nach, oder wir versteckten uns in Bethels kleinen Wäldern hinter Bäumen und sprangen dann hervor, um sie zu erschrecken. Besonders gerne ärgerten wir den liebsten Dieter von der Brockensammlung. Einmal regte er sich darüber so sehr auf, dass er neben seinem Karren zu Boden ging und krampfte. Da kriegten wir es doch mit der Angst zu tun und liefen schnell nach Hause. Ich machte mir den ganzen restlichen Tag große Sorgen. Doch am nächsten Tag stand Dieter wie gewohnt an der Schule und rührte die kleinen Schulkinder an. Er hatte offenbar vergessen, was passiert war. Wir Kinder lebten gerne in Bethel. Da Kinder Geschenke Gottes waren, hatten die Brüder alle große Familien. Sechs oder sieben Kinder waren keine Seltenheit. Wir waren vier Geschwister, und das Haus, in dem wir wohnten, stand allen anderen Kindern immer offen. Wir tobten auch durch die Häuser und Gärten der anderen Familien. Uns gefiel auch, dass Bethel damals noch sehr ländlich war. Es gab mehrere Bauernhöfe, auf denen auch Patien-

ten arbeiteten, die dazu in der Lage waren. Der schöne Siegfried und sein hässlicher Kumpel fuhren täglich mit einem Pferdefuhrwerk die Anstaltsstraßen ab, um in Tonnen zum Himmel stinkende Essensreste einzusammeln, die anschließend an die Schweine Arafnas verfüttert wurden. Auch Enon war ein Bauernhof und den Schweinen von Arimathia warfen wir im Herbst Eicheln und Kastanien in ihre Koben, die direkt an unserem Schulweg lagen. Patienten arbeiteten auch in der anstaltseigenen Bäckerei oder in der Ziegelei, von der eine kleine Schmalspurbahn zur anstaltseigenen Tongrube zuckelte. Das Ziel der Anstaltsgründer war es gewesen, Bethel so autark wie möglich zu machen. Deshalb hatte man nach und nach noch eine Schusterei gebaut, eine große Gärtnerei, ein Milchgeschäft, in der man lose Milch und Butter kaufen konnte, eine Schlosserei und eine Schmiede, die den Namen Gilgal trug. In der Bibel war das der Ort, an dem König Saul gesalbt wurde, später wurde er ein Hort der Abgötterei. Hier lungerte ich manchmal herum und beobachtete Hengste mit erigiertem Penis, die beschlagen wurden. Ich wunderte mich über den Schlauch, der aus ihnen herausragte, und ich dachte, diese Pferde seien irgendwie kaputt. Es schien aber weder sie selbst noch irgendeinen anderen zu stören, und als ich meiner Mutter das Problem erklären wollte, verstand sie es nicht.

In der Mitte der Anstalt stand das große Bethelkaufhaus. Es hieß Ophir nach dem sagenhaften Goldland, aus dem König Salomo Gold, Sandelholz und Elfenbein holen ließ, um seine Prachtbauten in Jerusalem zu errichten. Hier wie in den anderen Geschäften konnte man mit Bethelgeld bezahlen, einer Parallelwährung, die bis heute in ganz Deutschland einzigartig ist. Das Geld wurde nur an Patienten und in Bethel Beschäftigte ausgegeben, die es in der örtlichen Filiale der Sparkasse tauschen konnten. Es war ein guter Tausch, denn für 100 Mark Bundesgeld gab es 105 Mark Bethelgeld. Die Anstaltsleitung hatte

diese eigene Währung eingeführt, damit der Lohn der Angestellten und das Taschengeld der Patienten in Bethel blieb; außerdem sollte wohl verhindert werden, dass sich Patienten und die auf dem Lindenhof verwahrten »Tippebrüder« außerhalb der Anstalt mit Stoff versorgen konnten. Natürlich kamen sie trotzdem an ihren Schnaps, denn einige Geschäfte direkt der Grenze Bethels nahmen auch die betheleigene Währung an. Offenbar gab es dunkle Kanäle, die benutzt wurden, um die Scheine zurückzutauschen.

Ich liebte unser Bethelgeld, und bekamen wir Besuch von »draußen«, gab ich damit an. Besonders gut gefiel mir, dass es neben eine Mark- und zwei Markscheinen sogar fünfzig Pfennigscheine gab, denn so hatte ich als kleiner Taschengeldempfänger immer wieder auch Papiergeld im Portemonnaie. Ich hätte gerne noch mehr gehabt, und eigentlich wäre das auch nicht schwer gewesen. Unser Vater hatte nämlich die Verbrennung alter Bethelgeldscheine zu überwachen. »Ach Papa«, bettelten wir, »bring uns doch einfach ein paar mit. Das merkt doch keiner.« Doch der Vater sagte nur: »Ihr wisst doch, dass Gott alles sieht« und ließ sich nicht erweichen.

Außer den besonderen Bewohnern und dem Bethelgeld gab es noch ein paar Dinge, die in Bethel anders waren als im Rest der Welt. Es existierte eine eigene Post, die sogenannte Botenmeisterei, wo das Verschicken von Briefen innerhalb Bethels nichts kostete. So sparte man vor allem beim Versenden von Todesanzeigen. Auch das Telefonieren war umsonst, was wir Kinder weidlich ausnutzten. Waren die Eltern aus dem Haus, riefen wir Leute mit komischen Namen an und terrorisierten sie. »Ist da Frau Küth?« »Ja.« »Tüt, tüt, tüt«, und das ungefähr zwanzig Mal am Tag. Da die Telefongespräche auf keiner Rechnung auftauchten, kam uns nie ein Erwachsener auf die Spur. Es gab auch einen kostenlosen Bethelbus, doch der fuhr nicht an unserem Haus vorbei, sodass wir ihn kaum

nutzten. Was fehlte, war lange Zeit ein eigener Rundfunktender, doch als man das Fehlen bemerkte, gab es den dann plötzlich auch. Der Betheler Krankenhausfunk übertrug per Kabel die Gottesdienste aus den Betheler Kirchen in die Pflegehäuser und ab Mitte der Siebziger gab es zwischendurch religiöse Popmusik, bevorzugt von der anstaltseigenen Fürsorgezöglingsband »Wir« aus Freistatt, Bethels Teilanstalt im Moor.

Bethel hätte eigentlich nur noch eigene Briefmarken drucken müssen, dann wäre es glatt als ein Zwergstaat wie Monaco, San Marino oder eben der Vatikan durchgegangen. Tatsächlich hörte ich immer mal wieder das Gerücht, es hätte nach Ende des Zweiten Weltkriegs Pläne gegeben, Bethel aus Westdeutschland herauszutrennen und in die Unabhängigkeit zu entlassen. Das aber ist wahrscheinlich Blödsinn. Diese Anstalt war ja nicht von dieser Welt. Ich wusste lange nicht, womit ich diesen Ort vergleichen sollte, bis ich irgendwann die Fernsehserie »The Prisoner« mit Patrick McGoohan sah. Hier wird ein Haufen seltsamer Gestalten in einem nur »The Village« genannten höchst autarken Dorf festgehalten, in dem seltsame Regeln gelten und aus dem es praktisch kein Entrinnen gibt. Allerdings glaubte ich, dass ich, wenn ich nur wollte, »der Anstalt« jederzeit entkommen konnte. Wie sich später herausstellen sollte, war das ein Irrtum.

Ich irrte auch, als ich dachte, dass in Bethel alles so bleiben würde, wie ich es als Kind vorgefunden hatte. Ab Mitte der Sechziger Jahre setzten die ersten Veränderungen ein. Es begann damit, dass meine Eltern Wegwerfbettwäsche aus Papier testen mussten. Die sollten in allen Betheler Pflegehäusern eingeführt werden, um so die Kosten für das Waschen einzusparen. Die Bettwäsche kratzte furchtbar und riss andauernd, sodass man am Ende doch von einer Umstellung von Stoff auf Papier Abstand nahm. Dafür stellte man vor Ophir einen Eisautomaten auf. Klaus Schulz fand sofort heraus, dass der Automat nicht

richtig funktionierte. Das Bundesgeldstück, das man einwarf, kam wieder raus; ein Eis aber bekam man trotzdem. Wir Kinder räumten den Automaten täglich leer und konnten eine Zeit lang Eis wie Brot essen. Nach ein paar Wochen endete unser Glück abrupt. Weil der Apparat sich offenbar nicht reparieren ließ, war er eines Tages wieder verschwunden.

Trotz dieser kleinen Rückschläge ließ sich der Fortschritt auch in Bethel nicht aufhalten. Gegen Ende der Sechziger begann man viele der alten, wie mittelalterliche Burgen oder Schlösser wirkenden Pflege- und Verwaltungshäuser abzureißen, und an ihrer Stelle Waschbetonburgen zu errichten. Diese Übergangszeit war auch die beste. Wir Kinder spielten in den leerstehenden Abbruchhäusern, schmissen alle Scheiben ein und fanden auf den Dachböden verborgene Schätze. Wir zerrten zurückgelassene hölzerne Rollstühle aus den Schuppen und fuhren mit ihnen auf abschüssigen Straßen Rennen. Uns standen jetzt auch die riesigen Gärten der Pflegehäuser offen. Hier ernteten wir die verlassenen Erdbeerfelder ab, pflückten eimerweise Johannisbeeren, legten Stauseen an, in denen wir Frösche züchteten, und bauten Häuser in den Bäumen. Im Frühjahr legten wir im trockenen Gras kleine Steppenbrände oder errichteten riesige Scheiterhaufen, in denen wir am liebsten gefundene Autoreifen, Altöl und Plastikteile verbrannten. Oft standen große schwarze Rauchsäulen über unserem Betheltal und manchmal kam die Polizei vorbei, um einzuschreiten. Doch dann waren wir schon wieder abgehauen.

Als man dann damit begann, die neuen Häuser zu errichten, ging diese Epoche zu Ende. Etwa zur gleichen Zeit wechselte ich aufs Gymnasium. Mein Schulweg war nicht weit; ich brauchte dafür kaum zwanzig Minuten. Doch die Schule befand sich auf der anderen Seite des Berges. Dort lag das, was unter den Bethelanern nur »die Stadt« hieß, eine Welt, in dem alles ganz anders war und

wo andere Gesetze galten. In der Stadt zerfiel die Gesellschaft nicht in Brüder, Herren und Patienten und Bethelgeld war wertlos. Hier konnte es passieren, dass man dafür aufgezoogen wurde, weil man aus Bethel kam. Immer wieder gab es Klassenkameraden, die sich vor mir aufbauten und sagten: »Ey, Schmidt, Du schuldest mir noch fünf Mark.« Anfangs fiel ich noch regelmäßig darauf rein und fragte verdutzt: »Wofür denn das?« »Ich hab' Dir doch in Bethel über die Mauer geholfen. Dafür!« Es nutzte nichts, dass man beteuerte, es gäbe um Bethel herum gar keine Mauer. Wer hierher kam, war in den Augen der anderen eben auch ein Irrer oder bestenfalls eine Witzfigur.

Aber natürlich waren wir, die wir aus Bethel kamen, wirklich anders. Und manchmal glaubte sogar ich, dass wir alle eine Macke hätten. Das hatte auch Vater Schulz immer wieder behauptet, ein Nachbar, der in Bethel als Aushilfsgärtner arbeitete: »Wer als Normaler länger als fünf Jahre in Bethel gewohnt hat, wird selbst bekloppt.« Auf Vater Schulz traf das zu. Er war ein Alkoholiker, der in der Nachbarschaft die Stelle des Asozialen besetzte, auch weil er seine Kinder über das normale Bethelmaß hinaus-schlug. Sein Sohn Klaus trug den Spitznamen »Hauwie«, weil er schon im Sandkasten des Vaters Prügelattitüde übernommen und andere Kinder angeschrien hatte: »Ich haue Dich, aber wie.« So kaputt wie Hauwie war ich nicht, aber ich spürte immer wieder, dass auch ich eigentlich nicht in die normale Welt passte.

In dieser Welt bekamen die Leute Angst, wenn jemand einen Anfall hatte und sich in Krämpfen auf dem Boden wälzte. Man lief davon, wenn Spastiker einen unverständlich anlallten, und ekelte sich vor Spucke, die in langen Fäden von wulstigen Lippen troff. Außerdem war diese Welt schlecht und ungerecht, und auf so etwas wie Barmherzigkeit konnte man nicht rechnen. Ich fand mich hier nur sehr mühsam zurecht. Ich hätte natürlich mein

Leben lang in Bethel bleiben können, wo ich wusste, wie der Hase hoppelte. Aber das neue Bethel gefiel mir nicht. Die Waschbetonburgen sahen aus wie überall und weil sich die Bauernhöfe nicht mehr rentierten, wurden einer nach dem anderen dichtgemacht. Der schöne Siegfried fuhr jetzt nicht mehr mit dem Pferdewagen durch die Anstaltsstraßen. Auch der restliche Patientenadel verschwand. Irgendwann tat der Kater seinen letzten Maunzer, und Ernst von Tabor fiel der Taktstock für immer aus der Hand. Selbst für die Bezeichnung »Anstalt« begann man sich zu schämen.

Für mich war klar: Ich musste mir ein neues Bethel suchen, neue Brüder, Schwestern und Patienten. Ich brauchte eine Weile, bis ich sie fand. Erst Mitte der Achtziger stieß ich in Frankfurt auf eine Gruppe, die den Betreibern und Insassen Bethels ähnlich war: Die Redaktion des Magazins Titanic und ihr Umfeld. Ich will nicht ausbreiten, wer hier welche Rolle einnahm; bis dieses Kapitel geschrieben wird, müssen wohl noch einige Jahre ins Land gehen. Ich kann nur versichern, dass ich mich als ehemaliger Bethelinsasse in dieser Versammlung von Neurotikern, Paranoikern, Hypochondern und bipolar Gestörten einige Jahre sehr wohlfühlt habe. Auch die Leserschaft dieses Blattes besteht ja zu einem großen Teil aus Menschen, die im Oberstübchen nicht ganz richtig sind. Ich hatte selbstverständlich auch damit keine Probleme. Und so übernahm ich, als ich Titanic-Redakteur wurde, wie automatisch die Betreuung der härtesten Fälle.

Ich beantwortete die Briefe von Leuten, die mit in den Zähnen implantierten Radios gefoltert wurden, der Hohlwelttheorie anhängen oder Selbsttrepanation mit Bohrmaschinen als den einzigen Weg zur Erleuchtung propagierten. Natürlich versuchte ich, sie möglichst sanft abzuwimmeln. Hatte es aber trotzdem jemand geschafft, bis in die Redaktionsräume vorzudringen, war ich es, der

sich um ihn kümmerte. Einmal war ein Schizophrener auf das Dach der Redaktion geklettert, nachdem ihm die Sekretärin in letzter Sekunde die Stahltür vor der Nase zugeknallt hatte. Dieser Mann, der sich Konsul St. nannte, hatte schon vor seinem Besuch ein Paket an die Redaktion geschickt, in dem sich unter anderem sein Abiturzeugnis, sein Wehrpass und ein Einlieferungsbeschluss in die geschlossene Psychiatrie befanden. Ich war also auf den Mann bestens vorbereitet, denn selbstverständlich hatte ich sein Paket und die beiliegenden Papiere genau studiert. Ihnen war zu entnehmen, dass St. während eines Schubs Passanten auf der Straße als »CSU-Faschisten« und »Franz Josef Strauß-Anbeter« beschimpft und sie von seiner Wohnung im vierten Stock mit Topfpflanzen bombardiert hatte. Es war ein kleines Wunder, dass bei diesem Angriff kein Mensch zu Schaden gekommen war. Das meinte jedenfalls der einweisende Richter.

In einem weiteren Schreiben bewarb sich Konsul St. um einen Redakteursposten bei der Titanic, wobei er sich ausdrücklich auf den Einweisungsbeschluss als »aussagekräftiges Zeugnis« berief. Ich nahm an, er sei jetzt gekommen, um seine Stelle anzutreten. Ich hatte falsch gedacht. Nach seinem Ausschluss aus den Redaktionsräumen hatte sich der Konsul aufs Flachdach der Redaktion geschlichen. Hier hockte er jetzt vor einer der Plexiglashauben, die als Oberlichter dienten, und schrie nach unten: »Die Sache hat sich erledigt. Ich will mein Paket zurück. Ich habe es versehentlich im Dunkeln gepackt.« Als er aus der Redaktion nur ein höhnisches Lachen hörte, begann er, die Muttern der Hauben zu lösen. Dabei schrie er mit einer Stimme, die direkt aus der Hölle zu kommen schien: »Einen Moment. Ich komme gleich!«

Er kam mit den Schrauben erstaunlich schnell voran und so war es nur eine Frage der Zeit, bis sich die Kuppel

öffnen und sich der irre Konsul in die Redaktion herablassen würde. Da bekamen es die Redakteure, die sich eben noch in Sicherheit gewöhnt hatten, doch langsam mit der Angst. Auch mir war die Situation nicht geheuer, hatte ich doch in Bethel mehr als einmal erlebt, was für Kräfte Menschen auf einem psychotischen Schub entwickeln können. Andererseits hatte ich die Erfahrung gemacht, dass Schizophrene meistens vernünftig reagieren, wenn man sich nur etwas auf ihre Wahnvorstellungen einlässt. Also schrie ich dem Konsul von unten zu: »Kein Problem, das mit dem Paket. Aber wie wäre es, wenn ich es Ihnen aufs Dach bringe?« Das funktionierte. St. hörte auf, die Muttern abzuschrauben, und schrie er durch das Plexiglas zurück. »Gut, abgemacht. Aber keine Tricks.« Ich nahm das Paket, öffnete ein Dachgaubenfenster und kletterte zu St. hoch aufs Dach. Der kam mir federnden Schrittes entgegen. Jetzt hatte ich doch ein bisschen Angst, dass er es sich noch anders überlegen könnte. Was wäre, wenn ich mich in seinen Augen plötzlich auch in einen »CSU-Faschisten« verwandeln würde? Immerhin war dieses Haus fünf Stockwerke hoch, und nur ein kleiner Stoß würde genügen, um mich als Fettfleck auf dem Asphalt enden zu lassen. Aber St. blieb friedlich. Er lächelte sogar ein bisschen, als er das Paket an sich nahm, und flipperte auch nicht aus, als er merkte, dass Layouter Thomas Hintner die Übergabe fotografierte. Dann fragte er verlegen: »Du hast nicht vielleicht noch ein bisschen Geld für mich?« Ich kramte in meinen Taschen und fand nur einen zerknüllten Bethelgeld-Schein. Den hatte ich wohl beim letzten Besuch bei meinen Eltern eingesteckt. Ich überreichte ihm den Lappen. »Bethelgeld«, schrie der Konsul begeistert. »Echtes Bethelgeld. Jetzt weiß ich endlich, wohin ich gehe.« Er bedankte sich, stieg rasch vom Dach und packte sein Paket in einen Einkaufswagen, den er auf dem Flur vor der Redaktion geparkt hatte. Dann fuhr er mit dem

Fahrstuhl nach unten. Als er auf der Straße auftauchte, war ich gerade vom Dach gestiegen. Mit seinem Einkaufswagen zuckelte der Konsul langsam davon, und verschwand dann um die Ecke. In diesem Moment bemerkte ich, wie so etwas wie Neid in mir aufstieg.

Im Hafen von Tokaradi

Hafen von Tokaradi, Ghana. Christian Schmidt, Held unserer Geschichte, läuft durch die Absperrungen des Zolls. Jemand schreit: »Halt, im Namen des Gesetzes.« Aber wer wird so dusselig sein? Ein Beamter zieht seine Dienstwaffe, zielt und schießt in Richtung unseres Helden. Er trifft nicht. Ein Jeep, vollbesetzt mit bis an die Zähne bewaffneter ghanesischer Polizei, hält mit quietschenden Reifen. Die schwarzen Cops springen auf den heißen Asphalt. »1000 Cedi Belohnung dem, der diese Bestie erledigt«, schreit der Kommandant.

Bevor der schnelle Schmidt sein U-Boot erreichen kann, stellt sich ihm ein Unbekannter entgegen.

»Herr Schmidt, Herr Schmi ...«

»Aus dem Weg, Mann. Mein dreckiges kleines Leben steht auf dem Spiel.«

»Herr Schmidt, nur ein paar Fragen.«

Wenig später an Bord des *Tohuwabohu*. Der Unbekannte hat sich als Reporter der Zeitschrift *Miese Geschichten über fiese Leute* vorgestellt. Schmidt zeigt sich erfreut und begrüßt seinen Gast als Kollegen. Endlich kann er mal so richtig vom Leder ziehen.

Reporter: »Sie wurden am 18.12.1956 geboren.«

C. S.: »Man fand mich mit einem Zettel in einem Weidenkorb in der Nähe des Khaiber-Passes. Da das afghanische Bergvolk, bei dem ich aufwuchs, nicht lateinisch schrieb, faßten sie diesen Zettel in einem Medaillon ein, das ich bis zu meinem achten Lebensjahr ständig um meinen Hals trug. Ich verlor es auf meiner zweijährigen Reise nach Mitteleuropa während eines Überfalls in Kurdistan.«

Rep.: »Was stand auf diesem Zettel?«

C. S.: »Ein persischer Gelehrter las ihn mir in einer heißen Sommernacht vor, in der ich die Moschee besuchte. Ich

erinnere mich, als ob es heute wäre. Er sah mich mitleidig an, strich mir über die Haare und sagte: »Kleiner Bursche, du wirst alles erfahren, aber niemand wird dir glauben«. Dann befahl er mir, nach Deutschland zu gehen und dort den Namen Christian Schmidt anzunehmen.«

Rep: »Ein äußerst häufiger Name aus Gründen der Anonymität?«

C. S. »Ja ... Meine Geburt war ein Fehler.«

Rep.: »Ich verstehe nicht.«

C. S. »Ein Irrtum ... Glauben Sie an den Zufall, an die Zufälligkeit der Geburt?«

Rep.: »Natürlich gibt es so etwas wie Zufall. Vorhin im Hafen: Es war Zufall, daß wir uns trafen.«

C. S.: »Jeder ist ein Produkt des Zufalls. Zufall, daß sich Vater und Mutter trafen, Zufall, daß ausgerechnet sie miteinander schliefen, Zufall, daß ein Spermatozoon schneller war als die anderen, Zufall, daß es gerade dieser Monat sein mußte. Zufall, daß sich ein Mitbewerber seine Chancen durch einen dusseligen Schnitzer vermasselte, Zufall, daß die Traumfrau schon vierjährig vom Auto überfahren wurde. Zufall, der sich, wenn man die Evolution zurückverfolgt, jedes Mal potenziert, solange man nur auf diesem Planeten bleibt, Zufall, daß alles begann und Zufall, wenn alles enden wird. Finden Sie nicht, daß der Zufall äußerst systematisch arbeitet?«

Rep: »Ich habe noch nie darüber nachgedacht.«

C. S. »Der Zufall ist einer Systematik unterworfen, glauben Sie mir. Ich weiß es, denn ich bin das Produkt eines Fehlers in der Systematik des Zufalls.«

Rep.: »Wie bitte?«

C. S. »Ein echter Zufall, kein systematischer. Die galaktischen Sümpfe, von denen Sie noch nie etwas gehört haben und die man in etwa 850 Jahren rein zufällig entdecken wird, liegen hinter einer großen Membrane, die diesen Teil des Alls, der nichts weiter ist als ein Experimentierfeld für den systematischen Zufall, von einem

anderen trennt. Da die Membrane optisch wie ein Spiegel wirkt, ist sie im Raum nicht auszumachen. Wenn man sich ihr einmal in 470 Jahren genähert haben wird, wird man sie nicht erk... Unterbrechen Sie mich doch, wenn ich vom Thema abschweife.«

Rep.: (zögernd) »Ja, kommen Sie zur Sache.«

C. S.: »Die galaktischen Sümpfe erweisen sich also bei näherer Analyse als eine riesige denkende Masse zur Berechnung des Zufalls jenseits der Membrane. Dieser hat in meinem Fall Scheiße gebaut. Schießt mich durch den weiten Raum in die falsche Zeit, schmeißt mich auf die Erde. So was wie ein Kurzschluß. Nicht mehr zu korrigieren. Ich bin nun einmal da, Sie verstehen? (leiser) Und im Vertrauen, ich habe einige Vorteile, die die normalen Menschen nicht ...«

Das Boot, das schon nach wenigen Sekunden im Hafenbecken von Tokaradi, Ghana, getaucht war und mit hoher Geschwindigkeit das offene Meer sucht, schlingert in diesem Moment hart. Meine Tür springt auf, in ihr steht mit einer Pistole in der Hand: CHRISTIAN SCHMIDT. Zwei Schüsse fallen und der Christian Schmidt, der eben noch so nett zu plaudern wußte, sinkt in seinem Sessel tödlich getroffen zusammen. »Er redet ein wenig viel«, sagt Christian Schmidt zum Reporter, »manchmal muss ich solche Maßnahmen ergreifen.«

Gegenwelt Bielefeld

Früher war alles besser. Viel besser. Das traut sich bloß keiner mehr zu sagen, weil es ja früher auch Leute gab, die behaupteten, früher sei alles besser gewesen. Also noch früher. Das war damals grundfalsch, denn noch früher war ja gar nichts besser. Heute aber stimmt's, keine Frage, man muss sich ja nur mal vor Augen halten, wie es früher war. Zum Beispiel am Beispiel Beispiels, äh, Bielefelds.

Auch hier war nämlich früher alles besser und schöner, und zwar ganz genau zu dem Zeitpunkt, als wir jung waren, zufälligerweise, wir können nun auch nichts dafür. Das war am Ende der Siebziger bzw. zu Beginn der Achtziger Jahre. Damals begann die Stadtregierung mit dem, was sie Stadtsanierung nannte, und plötzlich verwandelte sich Bielefeld für eine historische Minute in eine wirklich bemerkenswerte Stadt.

Es war wie in dem Märchen von der verkehrten Welt. Das Bürgertum hatte die Stadt verlassen und war in schäbige Einfamilienhäuser in Hoberge oder Sennestadt gezogen, weil das damals eben alle machten, die etwas mehr Geld hatten als die anderen. Dafür zogen wir, die wir viel weniger besaßen als gar nichts, in ihre alten Gründerzeitvillen mit schönem weißen Stuck an den Decken, parkplatzgroßen Balkonen, umgeben von verwilderten Gärten, in denen Trauerweiden und Kastanienbäume wuchsen. Wir wohnten in Altbauwohnungen, die ein paar hundert Quadratmeter groß waren, oder gleich in ganzen mehrstöckigen Häusern, im Westen, im Osten, und in der Innenstadt, und das zu Mieten, die uns heute keiner mehr glaubt.

Damals überließ uns die Stadt sogar ein ganzes Viertel, das eigentlich zum Abriss vorgesehen war, aber bis zur endgültigen Demolierung noch warten musste. Das waren die Häuser am unteren Ende der Große-Kurfürsten-Straße, der Teichstraße, des Goldbachs und der Friedrichstraße.

Man hatte sie bereits zugemauert, wir zwangen die Stadt, die Mauern wieder einzureißen und uns die Wohnungen zu einem Spottpreis zu vermieten. Eins dieser Häuser war die Große-Kurfürsten-Straße 85; für fünf Zimmer und eine Küche zahlten wir rund 250 Mark, geteilt durch fünf. Als nur ein paar Monate nach unserem Einzug die letzten regulären Mieter auszogen, übernahmen wir auch ihre Wohnung und die zwei Ladenlokale im Erdgeschoß. Die Türen öffneten wir mit einem Dietrich und gaben die Zimmer Leuten, die gerade eine Wohnung suchten. Selbstverständlich zahlten wir für den dazu eroberten Teil des Hauses keinen Pfennig.

Wir lebten früher nicht nur billiger und in den schöneren Häusern, sondern auch genauso, wie wir uns das vorstellten. Störte uns in unserer Wohnung eine Wand, schlugen wir sie heraus, brauchten wir ein Fenster überm Hochbett, wurde ein Loch in die Hausmauer gestemmt. Wir strichen ganze Treppenhäuser in schwarz-weiß, errichteten verwinkelte Podestlandschaften in unseren Zimmern und installierten Hochbadewannen in den Küchen. Das heißt, wir hängten Badewannen in Hochbetthöhe an Balken auf, die auch dann nicht zusammenbrachen, wenn die Wanne voll war. Das war ein wirkliches statisches Wunder.

Dann eröffneten wir in einem der beiden Ladenlokale unsere Kneipe. Zwei Mal die Woche verkauften wir Cola und Flaschenbier, was auch die örtlichen Punks anlockte. Die Punks benahmen sich meistens sehr gut und halfen sogar manchmal beim Kneipe putzen, dafür konnten sie sich bei uns billig betrinken. Eine Lizenz für die Kneipe hatten wir nicht, wir zahlten keine Steuern und das Wort »Sperrstunde« gab's in unserem Wortschatz nicht. Wenn die Punks alles ausgesoffen hatten, schloss einer von uns die Kneipe ab. Manchmal schlief der eine oder andere Irokese noch am nächsten Mittag auf den Kneipensofas, was sich durch die Schaufensterscheibe sehr gut machte.

Putzigere Schaufensterpuppen sollte man in Bielefeld nie wieder sehen.

Auch vor unserem Haus machten wir, was wir wollten. Uns gefiel der Blick auf den großen Schotterparkplatz nicht, der sich mitten in der Bielefelder Innenstadt und direkt vor unserer Haustüre zwei, drei Fußballplätze groß erstreckte. Also rissen wir den Parkplatz auf und pflanzten da ein paar fünf Meter große Pappeln hin, zusammen mit den Leuten von der BIS. Die BISler waren die politischeren Sanierungsgegner mit einer sozialarbeiterischen Ader, die uns abging. Sie wohnten direkt neben uns in einem kleinen Fachwerkhaus, an der Ecke Teichstraße. Andert-halb Jahre wuchsen die Pappeln auf dem Parkplatz, keine Behörde wagte es, sie zu fällen. Es griff auch niemand ein, wenn wir zu großen Partys die Kurfürsten-Straße vor unserem Haus kurzer Hand sperrten. Wir stellten die Musikbox aus der Kneipe auf die Straße, legten rote Teppiche auf den Bürgersteig und leiteten den Verkehr um die Pappeln herum über den Parkplatz. Dazu lief sehr laute Musik, die man noch bis Karstadt hören konnte, aber auch sehr leise. »As the world turns«, die B-Seite von Roxy Musics »This is tomorrow« lief sehr oft, und eine Zeit lang auch »Calling occupants of interplanetary craft«, der allerbeste Song der Carpenters. Den hörte man nur bis zum »Black Bird«.

Schön war es, wenn genau in dem Moment, in dem Karen Carpenter von den »interstellar policemen« sang, ein Polizeiwagen im ersten Gang auf unser Haus zu kroch, an der Straßensperre auf den Parkplatz abbog, hinter den Pappeln weiterhoppelte und Richtung Bahndamm wieder verschwand. Der Bahndamm begrenzte das Kern-Sanierungsgebiet. Auf seiner Natursteinmauer war die seltsamste Parole Bielfelds zu lesen, in großen Lettern, fünfzig Meter lang: »Er schläft nicht mit Dir! Er holt sich in Dir einen runter.« Das hatte, jeder wusste es, Lydia dahinge-

pinselt. Und gab uns jeden Tag was über ihr Sexualleben zu denken. Auch das war schön.

Früher war nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft besser. Viel besser, dachten wir, weil immer mehr Leute begannen, so wie wir zu leben. Wer Anfang der Achtziger in Bielefeld jung und schlau war und eine Wohnung suchte, der schaute nicht mehr in den Anzeigenteil der Zeitung, sondern an den Straßenrand nach einem leerstehenden Haus, das er in Besitz nehmen konnte. Im Bielefelder Osten war in der Waldemarstraße eine alte Fabrik schon ein paar Jahre in unserer Hand, hier wohnten rund 50 Leute. Später wurden Häuser am Goldbach besetzt, an der Stapenhorststraße, sogar in Brackwede und mitten im Teutoburger Wald.

Das Besetzen klappte allerdings nicht immer reibungslos, und manches Haus war genau so schnell wieder geräumt, wie es gestürmt war. So war es auch bei der lustigsten Hausbesetzung Bielefelds, die eigentlich keine war, weil Judith zusammen mit zwei Kinderpunkterinnen aus Hannover bloß eine ungenutzte Büroetage besetzte. Als die drei die Tür aufbrachen, fanden sie dahinter rund hundert Ordner voll mit alten Firmenakten. Die Mädchen schafften erst mal Ordnung. Das heißt, sie nahmen die Aktenordner und schmissen sie aus den Fenstern auf die Jöllbecker Straße, wobei sie wilde Parolen riefen. Das war doch etwas zuviel. Am nächsten Morgen räumte die Polizei die Etage und nahm die drei Etagenbesetzerinnen vorläufig fest. Abends saßen dann die beiden blutjungen Punkerinnen bei uns in der Küche. Sie jammerten sehr theatralisch, bis noch in der Nacht ihre besorgten Eltern kamen, sie gerührt in die Arme schlossen und wieder zurück mit nach Hannover nahmen.

Mag aber auch sein, dass die Besetzung von Mike Rettich, Kaufi und dem bärtigen Dieter spaßiger war. Die klebten eines Tages einen Zettel an die Tür eines gerade leerstehenden Zimmers in unserem Haus. Auf dem Zettel stand

»Dieses Zimmer ist besetzt« und die drei erklärten, sie gingen jetzt aus diesem Zimmer nie wieder raus. Wir fanden das gar nicht lustig, obwohl doch das Besetzen eines sowieso schon besetzten Zimmers in einem besetzten Haus mindestens doppelt komisch war. Oder dreifach.

Egal, ob lustig oder nicht, das Leben war früher allemal interessanter. Auch weil wir viel verschiedener waren als später, und nicht nur aus mehr oder weniger heilen Mittelstandsfamilien kamen. In dem besetzten Zimmer zum Beispiel hatte vorher Annette gewohnt. Annette war schizophren und aus dem Gütersloher Landeskrankenhaus davongelaufen, wo man mit ihr nicht fertig wurde. Sie hatte sich das Zimmer selbst mit erdfarbenen Dämonen ausgemalt und schrie manchmal die Nächte durch, weil sie glaubte, in ihrem Sessel lebe Dr. Oetker. Zu uns gehörten Alkoholiker, Jobber, Krankenschwestern, Kleinkriminelle, Zimmerleute, Rocker, Verkäufer, Drogensüchtige, Handweberinnen, LKW-Fahrer, Penner, Schüler, Dealer, Deile und Studenten, wobei es einige Überschneidungen gab, besonders bei den Drogis, Deilen und Studenten. Grundsätzlich aber galt: Je weiter weg von der Gesellschaft der Durchschnittsmenschen, desto besser, je weniger Geld, desto angesehener, je körperlich kaputter, desto höher der Status.

Und dann war da noch die »Johannislust«. Die »Lust« war die Keimzelle unserer Gegenwelt. Die Gründerzeitvilla lag kurz unterhalb des Johannisberggipfels und war mal ein beliebtes Ausflugslokal gewesen. Irgendwann zu Beginn der Siebziger wurde das Haus, das einer untereinander zerstrittenen Erbgemeinschaft gehörte, von ein paar Freaks übernommen, wie sich die Hippies früher selber nannten. Anfangs war die Johannislust eine fast normale Hippiekneipe. Dann traten im riesigen Garten die ersten Bands auf, das Schlagzeug stand dabei auf ein paar Holzbrettern. Aus den Brettern wuchs mit der Zeit eine richtig große überdachte Bühne, davor Bänke für ein paar hundert Zu-

schauer. Und während sich das ›Johannislust‹-Haupthaus über die Jahre in eine einzige dunkle psychedelische Höhle verwandelte, zogen im hinteren Teil des Gartens und im angrenzenden Wald immer mehr Leute in neu gebaute Baumhäuser und Hütten.

Wir waren damals alle auf der Lust, immer wieder. Wir fuhren mit alten Citroens, Heckflossendaimlern und Ford Capris den Johannisberg rauf – auch unsere Autos waren früher besser und schöner –, wir trafen uns da abends, am Wochenende, zu Ostern und Pfingsten. Wir betranken und bekifften uns, quatschten dummes Zeug, lungerten auf den Bänken herum, oder starrten in die Flammen des großen Feuers direkt vor der Bühne. Wir sahen uns die Band an oder das seltsame Umwelttheaterstück, fanden das Stück scheiße, die Band aber gut, traten nach den herumlaufenden Kötern, liefen nackt herum oder auch nicht. Wir verlachten die sporadisch wegen der Lärmbelästigung auftauchenden Polizisten, setzten uns irgendwann in der Nacht bekifft in unsere schönen Autos und fuhren zurück in eine echte Stadt, die wirklich uns gehörte, na, wenigstens zum Teil.

So war das also früher. Und jeder, der damals lebte und sich erinnern kann, wird zugeben müssen, dass es besser war. Viel besser. Es ist wahr: Dieser Satz war lange Zeit ein Satz der Einfältigen und Stumpfen. Er würde auch heute nicht stimmen, wenn es seit der hier beschriebenen Zeit so etwas wie einen Fortschritt gegeben hätte – wie es sich für den Fortgang von Geschichte eigentlich gehört. Rätselhafterweise aber fiel der Fortschritt in Bielefeld von nun an aus. Heute ist deutlich zu erkennen, dass diese Stadt Mitte der Achtziger den Höhepunkt ihrer städtischen Existenz erlebte, um sich danach nur noch zurückzuentwickeln.

Das lag daran, dass bei der Stadtsanierung etwas schief lief. Eigentlich sollte in ihrem Verlauf, so erklärte es uns die Stadtregierung, das alte Schlechte durch neues Besseres er-

setzt werden. Notwendig sei das, damit sich auch das Leben in der Stadt verbessere. Doch als die Sanierung dann Gestalt annahm, stellte sich heraus, dass sie nichts weiter als ein Programm zur kompletten Stadtzerstörung war. Erst räumte man mit uns und unseren Häusern auf. Das schöne Viertel um die Große-Kurfürsten-Straße mit seinen Gründerzeithäusern wurde 1982 dem Erdboden gleich gemacht, an seiner Stelle ein einfältiges Parkhaus und ein Abschnitt des Ostwestfalendamms errichtet. Ein Jahr später musste die besetzte Fabrik in der Waldemarstraße durchschnittlichen Wohnhäusern weichen. Und wo einmal die Johanneslust war, ist heute nichts weiter als ein Stückchen Wald.

Wäre es bei diesen Verwüstungen geblieben, man hätte Bielefeld vielleicht noch retten können. Die Stadtplaner, Baudezernenten und Architekten aber leisteten mehr als ganze Arbeit. Kein konventioneller Bombenangriff kann je so viel zerstören, wie sie es taten. Sie trugen ganze Berge ab, schütteten hübsche Täler zu und radierten komplette Landschaften von der Erdoberfläche. Sie zerstückelten alte Villenviertel und sprengten Industriedenkmäler. Selbst Friedhöfe demolierten sie. Sie zertrümmerten, begradigten und planierten, als hinge ihr Leben davon ab, alles Interessante, Historische, Andere und Abweichende auszulöschen.

Dann versuchten sie, alles wieder aufzubauen. Erst bauten sie ein paar große Kaufhäuser ohne jedes Fenster und nannten sie Horten oder Quelle. Später bauten sie Kaufhäuser mit ganz vielen Fenstern und nannten sie Passagen. Sie knallten eine grotesk überdimensionierte Badewanne mitten in die Stadt und nannten das Ding Stadthalle. Sie bauten irgendetwas und nannten das – der Name ist an kleinkariertem Großkotzigkeit kaum zu übertreffen – Amerikahaus. Sie bauten etwas Scheußliches mit viel Glas an den Seiten mitten auf den Niederwall und wussten selbst erst gar nicht, was das da war und sollte. Später nannten

sie es einfach »Pizza Hut«. Die schlichte Normaluhr am Jahnplatz ersetzten sie durch einen irgendwie postmodernen Pflock. Der steht jetzt da wie ins Herz der Stadt gerammt, und soll wohl ein Zeichen dafür sein, dass man es geschafft hat, die Stadt vollends zur erledigen.

Kein Mensch aber lebt besser, wenn die Zeit auf Pflöcken angezeigt wird. Der Lebensstandard steigt nicht, wenn denkmalgeschützte Fassaden von oben bis unten mit etwas beschmiert werden, das wie Scheiße aussieht, aber noch nicht mal welche ist (so wie am Sport-Scheck-Gebäude am Jahnplatz). Es bringt auch nichts, wenn man in eine Stadt schneller reinfahren kann, dort aber nichts weiter vorfindet als einen Stadtkadaver. Besser lebt der Mensch, wenn er von wirklicher Architektur umgeben ist, nicht von schlechtem Lego. Besser lebt er, wenn er für die Wohnung, in der er lebt, so wenig arbeiten muss wie möglich. Der Mensch lebt besser, wenn er zum Beispiel so lebt, wie vor vielen Jahren in unserer Gegenwelt.

Mit dem Verschwinden dieser Welt sind auch wir verschwunden. Wir haben uns aufgelöst und sind in der Masse aufgegangen, die sich mit allem abfindet, auch mit Bielefeld. Der Krieg der Bielefelder gegen ihre Stadt geht trotzdem immer weiter. In Bielefeld ist man fest entschlossen, auch noch die letzte Spur von Schönheit aus der Stadt zu tilgen, wohl weil man ahnt, dass alles Schöne die Erinnerung an ein besseres Leben aufbewahrt. Noch im Jahr 2000 wurde, vollkommen unfassbar, das Hallenbad am Kesselbrink zertrümmert. Kurz darauf eröffnet man ein »Neues Bahnhofsviertel« und protzt in aller Welt mit dessen Industriegebiets- und Dorfdiscoarchitektur.

Die neue Straße, die durch dieses architektonische Gerümpel führt und eigentlich »Bauerntrampelpfad« heißen müsste, bekam den Namen »Boulevard«. Das lässt für die Zukunft einiges erwarten. Wenn eines Tages das, was von Bielefeld übriggeblieben ist, so aussieht, wie die Ausfahrt zu einer beliebigen Autobahntankstelle, dann werden sie

auch diesem Stadtmatsch einen neuen Namen geben.
Wahrscheinlich nennen sie ihn dann: Paris.
Tatsächlich. Auch die Zukunft ist heutzutage schlechter.

Titanic und Berlin

Mit E auf den P

Über eine bedeutende Nacht im Leben von Thomas Gsella

Gsella kam Anfang der Neunziger zur Familie, wie wir die Redaktion damals zu nennen pflegten. Wann genau und unter welchen Umständen, kann ich nicht mehr sagen. Auf jeden Fall hatte ihn der damalige Chef Hans Zippert aufgegebelt, irgendwo im Essischen, wo Gsella als Marabo-Kolumnist unterwegs war. Marabo – Stadtzeitungen hießen früher so. Heute sind sie pleite.

Erstaunlich: Gsella sah damals schon so aus wie heute. Er war genauso hager und genauso kahlköpfig. Eine alterslose Erscheinung. Ich mochte ihn auf Anhieb. Er kam aus einer zwanzigköpfigen Familie von Revolutionären und war genauso wie ich schon von Geburt an Kommunist. Er konnte die DKP und den KBW auseinanderhalten, was in der Redaktion damals keiner vermochte, außer mir natürlich. Wir grüßten uns mit der geballten Faust und »Rot Front«, und dabei ist es bis heute geblieben.

Was Gsella, wie wir den offenbar Vornamenslosen bald alle nennen mussten, besonders sympathisch machte, war neben einem proletarischen Raucherhusten seine Bescheidenheit. Anfangs kam er jeden zweiten Tag zu mir und sagte: »Christian, ich kann das gar nicht: Satire. Ich glaube, ich fahre besser wieder nach Hause und betreibe weiter Klassenkampf.« Ich kannte dieses Lied schon, denn so waren sie am Anfang ihrer Satiriker-Laufbahn erst mal alle zu mir gekommen. Also tröstete ich: »Genosse Gsella, das ist nicht weiter schlimm. Eigentlich kann keiner von uns Satire, sieht man von den ›Alten‹ ab.« Dann verriet ich ihm das Redaktionsgeheimnis: »Hier bleiben, egal, was kommt. In der Redaktion zählt letztlich nur, dass man die richtige Gesinnung hat. Und da stimmt es ja bei Dir.«

Natürlich konnte Gsella auch irgendwas. Doch das sagte ich ihm nicht. Ich wusste nämlich gar nicht so genau, worum es sich handelte.

Gsella also blieb und blieb und blieb. Und irgendwann begriff ich, was er war: ein echter Dichter. Wie das kam, erzähle ich gleich. Auf jeden Fall wäre er das in Essen nie geworden. Die Zeche, auf der er als Klassenkämpfer wieder anfangen wollte, ging beim Zechensterben ein, das Zentralorgan Marabo wurde zu Beginn des neuen Jahrtausends irgendwo in der Presselandschaft verbuddelt. Wäre Gsella in den »Pott« (wie die Gegend, aus der er kommt, in ihrer eigenen Sprache heißt) zurückgegangen, säße er heute wahrscheinlich im Parteivorstand der Linken, zwischen Oskar Lafontaine und Dr. Diether Dehm. Auf dem Parnass aber wäre er sicher nicht gelandet.

Aber auch die Jahre bei Titanic hielten Prüfungen für ihn bereit. Der legendäre Drogensommer von 1996 war so eine. In der Redaktion war plötzlich der Dealer Waldi aufgetaucht, ein junger Mann aus Jugoslawien, der sogleich damit begann, die Redakteure mit der seiner Zeit angesagten Superdroge Ecstasy zu versorgen. Einen ganzen Sommer lang und noch einen Herbst trieben wir fast alle den warmen, weichen Ecstasy-Strom hinunter. Als guter Kommunist stand Gsella Drogen natürlich skeptisch gegenüber: »Das hält doch nur vom Klassenkampf ab.« Doch als er eines Abends in Begleitung irgendwelcher hübscher Mädchen war, wurde auch Genosse Gsella schwach.

Ich war damals leider nicht dabei, aber man hat mir natürlich berichtet. »Gsella lag die halbe Nacht«, so erzählte der Gewährsmann, »am Ufer des Schwanenteichs in der Eschersheimer Anlage, und hat die Wasseroberfläche gestreichelt. Dabei wiederholte er ohne Unterlass: ›Das Wasser, das Wasser, es ist so herrlich weich.‹« Wen diese Sentenz nicht an Dr. Dehms SPD-Parteihymne erinnert, dem ist nicht zu helfen. Gsella jedenfalls war von Stund' an ein

anderer Mann. Mit Hilfe von Waldis kleinen Pillen hatte er einen Blick ins »Reich der Freiheit« werfen dürfen, den Kommunismus. Das wollte er jetzt jeden Abend tun.

Tatsächlich ist aber Ecstasy eine tückische Droge. In kommunistische Gefilde stößt nur vor, wer die Substanz in Maßen genießt, sagen wir, höchstens einmal pro Woche. Wer aber den Konsum übertreibt, der kann plötzlich mit dem Horror konfrontiert werden, der irgendwo unter der eigenen Schädeldecke schläft. Genosse Gsella allerdings wusste nichts von dieser Regel. Gleich am nächsten Abend schmiss er wieder eine Pille ein und ging danach auf einen der berühmten Raves, die damals regelmäßig in Olli Nagels Zweier-WG in der Mainzer Landstraße stattfanden. Hier entfaltete das Ecstasy seine ganze zerstörerische Kraft. Ich sah Gsella nur totenbleich und ganz wortlos wieder aus der Wohnung stürzen, kaum dass er sie betreten hatte. Vor dem Haus warf er sich mit ausgebreiteten Armen auf die Kühlerhaube eines Autos, das am Straßenrand geparkt war, und blieb so liegen. Dabei stöhnte er gelegentlich laut auf, und stammelte unverständliches Zeug. Schließlich gab er keinen Mucks mehr von sich. Da begann ich, mir Sorgen zu machen.

Ich schnappte mir den Mann, und richtete ihn auf. Dann hakte ich ihn bei mir ein und begann, ihn um den Block zu schleppen. Nach ein paar hundert Metern schien er tatsächlich wieder zu sich zu kommen. Gsella begann zu sprechen. Was er mir damals erzählte, darüber werde ich hier selbstverständlich kein Wort verlieren. Nur so viel, dass er in dieser einen Stunde, in der ich ihn durchs Galusviertel zerrte, sicher keine Station in seinem Leben ausließ. Dabei purzelten die Geschehnisse chronologisch wild durcheinander: Pubertät, der Blutsonntag von 1952, Mutter, ein kleines Mädchen namens Ilse oder Margot, Geburt, natürlich Lenin, Grubenunglücke, »Rock gegen rechts«, ein Besuch auf der Kirmes, dabei erste Zuckerwatte, »Haue, immer wieder Haue«, Klaus Lage, unter-

schiedlich gute Masturbationserfahrungen, »Püppi«, »Mecki«, Charly Pinguin, eine Zeche, die den absurden Namen »Karl« trug, »Stehle«, »Stehle«, diese »Drecks-kapitalisten, Pottsäue allesamt« usw. usf. Es war ein einziger Bewusstseinsstrom, der aus ihm herausbrach.

Dieser Strom kam erst zum Versiegen, als wir wieder vor Nagels Wohnungstür standen. Gsella ging es nun wieder sehr viel besser, und ich war kurz vorm Zusammenbrechen. Ich war aber auch sehr gerührt. Der Mann hatte sich mir vollkommen offenbart und alles, wirklich alles rausgelassen. Das Bemerkenswerteste dabei war jedoch, dass ihm bei diesem Seelenstriptease kein einziges böses Wort über die Lippen gekommen war, sieht man einmal von den Standardbeschimpfungen des Kapitals ab. Gsella hatte keinen Mitredakteur schlecht gemacht, kein böses Wort über seine Ex-Frauen verloren, er hatte liebevoll von seinen Geschwistern gesprochen, ja sogar von Frankfurt, den Ossis und dem damaligen Titanic-Verleger Erik Weihoenig, was eigentlich nicht möglich war. In dieser Stunde begriff ich: Dieser Mann da, mit dem du gerade durch Frankfurt nachtgewandelt bist, ist der beste und moralisch integerste Mensch, den du je kennen gelernt hast, und vielleicht der beste, den du je treffen wirst.

Ein Satiriker allerdings, das verstand ich auch, war Gsella nicht. Es war ja absolut keine Bosheit, kein Quäntchen Zynismus oder gar Sarkasmus in ihm. Was er aber wirklich war – und bis heute ist –, das sollte sich nur ein paar Tage (oder vielleicht auch Wochen) später zeigen. Da begann der Genosse Gsella nämlich ganz plötzlich zu dichten. Natürlich hatte er auch schon zuvor Verse geschrieben, aber bis dato waren das eben nur eher belanglose Reime gewesen. Nach der Pillennacht begann er jedoch wirkliche Gedichte zu schreiben, anrührende Verse, die im Gedächtnis bleiben, als seien sie in Granit gemeißelt. Es war fast so, als ob das Ecstasy ein großes, verborgenes Fass in Gsella geöffnet hatte, das von nun an nicht mehr

versiegen sollte, komme, was da wolle.
Die Droge aber hat er nie mehr angerührt.

Satiriker bekennen: Ich bin eine multiple Persönlichkeit

Mein Name ist Christian Schmidt. Ich leide unter der schrecklichsten Geisteskrankheit der Welt. Amerikanische Psychiater haben sie entdeckt und Multiple Personality Disorder (MPD) genannt. Das bedeutet, daß jemand wie ich nicht nur eine, sondern ganz viele verschiedene Persönlichkeiten besitzt, die kommen und gehen und zum Teil nichts voneinander wissen. Ich bin nicht bloß schizophren, sondern multiphren.

Mein Psychiater hat den anderen Persönlichkeiten Namen gegeben, damit wir sie auseinanderhalten können. Kartoffel zum Beispiel. Wenn ich zu Kartoffel werde, sitze ich tagelang vor dem Fernseher und sehe Sendungen wie »Metal Mix Mania«, »Männermagazin« oder »Inside Bunte«. Dabei ißt Kartoffel tonnenweise Erdnußflips und Schokoladenriegel und schüttet Bier in sich hinein. Gut daran ist nur, daß ich mich, wenn ich wieder Christian bin, an nichts erinnern kann.

Robby ist ein anderer. Er arbeitet als Ladendieb. Er hat mich schon oft in die unangenehmsten Situationen gebracht. Einmal kam Robby mit einer großen Tasche voll geklauter Sachen aus einem Supermarkt. Prompt stellte ihn der Polizist Schnauz auf frischer Tat. Das Blöde daran war, daß Schnauz auch eine der über hundert Persönlichkeiten in meinem Körper ist, ich mich also selbst verhaftete und einsperrte. Zum Glück switchte – so nennt man das Springen von einer Persönlichkeit zur anderen in der Fachsprache – Schnauz nur wenig später zu Winkel, dem Staranwalt. Der paukte mich vor Gericht wieder raus, sonst säße ich heute noch hinter Gittern.

Es hört sich unglaublich an, aber meine Krankheit gibt es wirklich. Früher konnte ich mir oft nicht erklären, weshalb mich auf der Straße wildfremde Menschen ansprachen und von mir die Rückzahlung hoher Summen ver-

langten, die eines meiner alter Egos – Schnorrer – von ihnen geliehen hatte. Doch eines Tages kaufte Hirni die ganze TEMPO-Auflage in unserer Stadt auf, und in diesem Fachmagazin für multiple Persönlichkeiten stand es schwarz auf weiß: In Amerika nimmt sogar die Justiz meine Krankheit ernst; im November 1990 wurde dort eine multiple Patientin sechsmal als Zeugin eingeschworen, für sechs der in ihr wohnenden Persönlichkeiten.

Vielleicht hatte sie dieselben politischen Schwierigkeiten wie ich. Che ist ziemlich linksradikal, aktiv im örtlichen El-Salvador-Komitee und einer autonomen Antifa-Gruppe. Aber bei jeder Wahl wählt Adolf die Republikaner. Neulich kam ich total zerschlagen zu mir, hatte überall blaue Flecken und Platzwunden. Ich konnte mir meinen Zustand nicht erklären, bis mir dämmerte, daß Che und Adolf wohl aufeinandergetroffen waren und sich eine Straßenschlacht in meinem Wohnzimmer geliefert hatten.

So geht es oft, zum Beispiel wenn Saddam und Georgie aneinandergeraten. Und ich, Christian Schmidt, bin der Leidtragende. Ein Wunder, daß ich noch lebe. Um nicht länger allein mit meiner Krankheit zu stehen, habe ich eine Selbsthilfegruppe der MPD-Erkrankten gegründet. Unser Vorstand ist ein Spitzen-Team: Quassel, der erste Vorsitzende, Wüstenrot, der Kassenwart, Kuli, der Schriftführer. Doch unser immerhin 100 Mitglieder umfassender Verein wird vom Staat nicht anerkannt: Als ich auf dem Amt die zur Gründung vorgeschriebenen fünf Unterschriften leisten wollte, wurde ich achtkantig hinausgeworfen. Deutschland hinkt eben immer ein wenig hinter Amerika her. Goebbels und ich müssen noch viel Aufklärungsarbeit leisten.

Schließlich brauchen wir dringend finanzielle Unterstützung. Wenn ich allein an das Honorar denke, das Sigg, der Psychiater, von uns allen verlangt. Manchmal wache ich morgens auf und habe die Taschen voller Geld, das ich

diesem Blutsauger gezahlt habe. Aber ich bin auf ihn angewiesen, denn nur er versteht es, mir ein wenig die Angst vor den dunkelsten Persönlichkeiten zu nehmen, die sich von Zeit zu Zeit in meinem Körper breitmachen. Ich darf gar nicht an sie denken: an Bürokrator, den Pedanten, Dworkin, die radikale Feministin oder Dschugaschwili, den ...

(Switch)

Wacht auf, Verdammte dieses Körpers, proletarische Persönlichkeiten, vereinigt Euch! Hinweg mit Christian Schmidt, dem bürgerlichen Schmierfinken, Agenten des Kapitals und Saboteur der multiplen Weltrevolution. Ich, Josef Stalin, befehle seine sofortige Liquidierung. An die Wand mit diesem Schädling!

(Switch)

Ich glaube, ich habe mich Ihnen noch nicht vorgestellt. Mein Name ist Christian Schmidt. Ich leide unter der schrecklichsten Geisteskrankheit der Welt. Amerikanische Psychiater haben sie entdeckt ...

»Schröders Augen stinken nach Kotze«

Seit einer Woche hat die Theodor-Heuß-Gesamtschule in Bielefeld-Stieghorst ihren Skandal. Der Anlaß: Eine schlichte Hausaufgabe. »Beschreibe einen Tag aus dem Leben unseres Bundeskanzlers Gerhard Schröder«, hatte der Deutschlehrer Thomas P. von den Schülern der Klasse 5b gefordert. Ein auf den ersten Blick unverdächtiges Aufsatzthema. Doch was P.s Schüler am nächsten Tag abliefern, läßt selbst hartgesottenen Naturen die Haare zu Berge stehen.

Melanie (10) beispielsweise. Sie malt detailliert des Kanzlers Essgewohnheiten aus. Das Ergebnis liest sich allerdings weniger wie ein Schulaufsatz als wie die Regieanweisungen zu einem Horrorfilm: »Wenn Schröder abends nach dem Regieren nach Hause kommt, schreitet er sofort los. Weil er will dann was zu essen haben. Seine Frau Doris zittert vor ihm wie Erbsenlaub. Schröder geht gleich zum Wellensittichkäfig, wo der Lieblingswellensittich von Doris drin ist. Er macht die Türe auf und packt sich das Vögelchen. Dann stopft er es sich lebendig in den Mund und zerkaut es zu Matsche.« Wer glaubt, die zweifellos phantasiebegabte Autorin ließe es hiermit bewenden, irrt. Melanie zufolge vertilgt der Bundeskanzler im weiteren Verlauf des Abends: Fünf Katzen, eine Schüssel voll Maden, einen Salat aus lebenden Regenwürmern und Nacktschnecken, verfaulte Eier, Froschlaich, Kohlrabi, Jauche, Erbrochenes und Eiter. Währenddessen steht Doris Köpf daneben und heult ohne Unterlaß.

Ähnlich rüde geht Melanies Klassenkamerad Marc (9) zur Sache. Er läßt den Bundeskanzler als Zombie in der Berliner Kanalisation leben. Schröder ernährt sich dort von Kindern, die er durch die Gitter der Gullideckel zieht. Ab und zu begibt sich der Kanzler aber auch in die Oberwelt. »Dann regiert das Monster unser Land. Dabei verliert er immer wieder irgendwelche Körperteile, zum Beispiel

wenn er eine Rede hält und fuchtelte, eine Hand. Die Bundestagsputzfrauen müssen die Teile dann sofort aufsammeln, damit keiner was merkt. Manche frieren sich auch Sachen von Schröder ein. Später belegen sie Tiefkühlpizza mit ganz klitzekleinen Schröderteilen. Wenn dann einer fragt, was das ist, sagen sie einfach: Tintenfischringe.«

Den Vogel schießt jedoch Mirko (10) mit seinen »Betrachtungen« ab. Er kapriziert sich darauf, Gerhard Schröders Körper zu beschreiben. Des Kanzlers Hände seien behaarte Klauen, die gerne in Exkrementen wühlten, seine Beine aus stinkendem Harzer Käse und seine Gesichtshaut gleiche einer verschimmelten Quarkspeise, die fünf Wochen im Kühlschrank gestanden hat. Grundsätzlich herrscht in Mirkos Aufsatz das Olfaktorische vor. Schröder, behauptet der junge »Schriftsteller«, habe in seinem Leben nicht einmal geduscht. Er rieche »wie der alte Cockerspaniel von unserer Nachbarin, wenn es geregnet hat.« Am ekelhaftesten seien aber seine Augen: »Schröders Augen stinken nach Kotze.«

Was die drei Pennäler zu Papier gebracht haben, kam ans Licht, als sich eine Mutter beim Direktor der Schule beschwerte. Die weitere Prüfung ergab, daß sich auch die Aufsätze der anderen Schüler kaum von den drei zitierten unterscheiden, wenn sie auch nicht ihre diffamatorische Intensität erreichen. Schnell geriet deshalb Lehrer P. in Verdacht, er habe seine Schüler im schröderfeindlichen Sinn agitiert.

P. weist das weit von sich: »Ich habe die Schüler lediglich über den amtierenden Bundeskanzler aufgeklärt. Vollkommen wahrheitsgemäß. Ich hielt das für meine pädagogische Pflicht.« Was P. allerdings unter »wahrheitsgemäß« versteht, kann nur vermutet werden. Immerhin hat der »Pädagoge« die drei übelsten Aufsätze durchweg mit »sehr gut« bewertet. Zudem räumt er ein: »Wie jeder normale Mensch empfinde ich beim Anblick dieses Bundeskanzlers einen gewissen Ekel.«

Mittlerweile hat auch das nordrhein-westfälische Kultusministerium auf den Vorfall reagiert. Seit drei Tagen ist Thomas P. vom Dienst suspendiert. Der für das Schulwesen zuständige Staatssekretär, Dr. Wolfgang Meyer-Hesemann, hält sich vorerst bedeckt: »Die Sache wird untersucht,« erklärte er auf Nachfrage. Ansonsten: Kein Kommentar. Etwas redseliger gibt sich ein Mitarbeiter des Ministeriums, der nicht genannt werden will: »Sicher haben die Schüler in ihren Aufsätzen übertrieben. Aber mit den Augen, da haben sie recht. Schröders Augen stinken wirklich nach Kotze. Ich habe es selbst mal gerochen.«

Dieser Text entstand auf Anregung von Corinna Stegemann, die damals Redakteurin der taz-Wahrheit war. Sie wünschte sich eine Geschichte, in der der Satz »Schröders Augen stinken nach Kotze« vorkommt. Sie hielt einen solchen Text für unmöglich. Ich bewies ihr das Gegenteil.

Der König von Polen

Am Abend sitzt der König von Polen in einem Brunnen. Dazu trägt er ein blaurotes Kleid mit Blumenmuster, einen königlichen Vollbart und natürlich eine Krone. Die ist aus Papier und ein Geschenk seines amerikanischen Kollegen, dem »Burger King«.

Der Brunnen, in dem der König sitzt, steht auf dem Altstadtmarkt in Warschau. Sein Wasser ist nur wenige Zentimeter tief, so daß der König nicht Gefahr läuft zu ertrinken. In der Mitte des Brunnens steht eine Säule. Auf ihr schwingt das Wahrzeichen der polnischen Hauptstadt, die Sirene, ein Schwert.

Auch der König von Polen hat ein Schwert. Es ist in Wirklichkeit aber nur ein weißes Kunststoffrohr. Manchmal, wenn der Monarch seinen Brunnen für ein paar Minuten verläßt, muß er es benutzen. Dann schleudert er es wütend über den Platz, einem seiner lachenden Untertanen entgegen. Wenn daraufhin einer von denen zur Gegenattacke ansetzt und ihm nachläuft, flüchtet der König mit kleinen eleganten Schritten zurück in den Brunnen. Und setzt sich wieder breitbeinig ins Wasser. Und lacht nun seinerseits laut.

Natürlich ist der König etwas betrunken. Deshalb ist es ihm eigentlich doch eher wurscht, daß sein Volk ihn verspottet. Und auch, daß sein Kleid quatschnaß ist, macht ihm wenig. Es ist etwas anderes, das ihn beschäftigt.

Wenn nämlich kein Passant auf dem Marktplatz den König beachtet, dann sitzt er ganz still im Wasser und träumt. Er träumt von früher, als die Zeiten anders waren. Als die Studenten schwarze Sachen trugen, in Film- und Jazzclubs gingen und dort bei Bier und Wodka die Nacht durchdiskutierten. Als fast jeder Pole gegen »die da oben« war und die Arbeiter laufend rebellierten. Als polnische Musikgruppen noch »Panzerfahräder«, »Fliegende Näh-

maschine« oder »Unterwäsche Goerings« hießen, und als die täglichen Klavierkonzerte vorm Chopin-Denkmal im Warschauer Łazienki-Park noch nicht von Tchibo gesponsert wurden.

Damals, denkt der König, waren alle so wie ich. Heute bin ich der letzte, der noch da ist, und darum zu Recht auch König. Noch aber ist nicht alles schlecht, darum werde ich gleich morgen befehlen, daß ab sofort in Polen alles so bleibt, wie's ist.

Dann steht der König auf, verläßt den Brunnen. Von einem schwedischen Touristen leiht er sich Papier und Kugelschreiber und schreibt die Gesetze auf, die er verkünden will. Ganz wichtig ist, findet der König, daß es in jeder polnischen Stadt Unmengen von Buchläden gibt, von Bäckereien, Eisdiele und kleinen Lebensmittelläden mit riesigen (das Wort wird unterstrichen) Spirituosenabteilungen. Auch müssen die vielen Bierzelte und Freiluftgaststätten unter großen Sonnenschirmen mit Brauereiwerbung bleiben. Kneipen sollen hinfort nur »Elegancki Bolek«, »Lolek« oder »Fliegender Holländer« heißen – die Innenausstattung hat aus gewagt Zusammengeschweißten oder aus verschlissenen Sesseln oder Sofas zu bestehen.

Im Warschauer Zoo dürfen die Piranhas auch künftig nur ein Auge haben, und sollte der vollkommen haarlose Schimpanse sterben, wird er sofort durch einen anderen ersetzt. Wenn junge, hübsche Studentinnen sich in einem Café treffen, muß auf ihrem Tisch eine Pralinenschachtel stehen, aus denen die Damen ab und zu zaghaft naschen. Geht eine junge Frau aber mit ihrem Freund aus, so soll sie Bier gemischt mit süßem roten Sirup trinken. Und auf der Straße zu flanieren ist beiden Geschlechtern nur mit einer Bierdose in der Hand gestattet – und zwar exakt ab elf Uhr vormittags. Pizza darf nur mit einer Portion Ketchup drauf serviert werden, und alle zehn Minuten muß in einer polnischen Stadt eine Autoalarmanlage heulen.

Der König schreibt und schreibt, und irgendwann legt er sich am Weichselufer schlafen. Am nächsten Morgen zieht er ein neues, blütenweißes Kleid an und stopft sich einen Kranz aus grünen Kohlblättern unter seine Krone. Dann geht er über die Poniatowskibrücke ins »Stadion des Jahrzehnts«. Das Stadion, auf dessen halbverfaulten Bänken schon lange Unkraut wuchert, dient seit ein paar Jahren 200.000 Händlern aus dem ganzen weiten Osten als Markt. Hier will der König seine Gesetze verkünden und befehlen, daß hinfort die Zeit für immer stillzustehen hat. Doch als er zur Rede anhebt, antwortet ihm bloß ein vielstimmiges Kichern.

Da wendet sich der König hilflos um, sieht mich und bittet: »Proszę pana ...«. Ich aber tue so, als habe ich nicht gehört, und gehe einfach weiter. Wie sollte auch gerade ich ihm helfen können?

Wenn Harry Rowohlt einmal freihat

Wenn Harry Rowohlt spätabends von der Arbeit nach Hause kommt, ist er völlig geschafft. Wen wundert's, besteht doch seine Arbeit darin, den ganzen Tag und die halbe Nacht Harry Rowohlt zu sein – immerzu. Ein Knochenjob. Gleich morgens nach dem Aufstehen zwei Flaschen feinsten irischen Whiskeys trinken, dabei feinste irische Literatur übersetzen und abends ab zur Harry-Rowohlt-Lesung. Sechs Stunden dauert die, ohne Zugaben. Später noch schnell ein paar Harry-Rowohlt-Fans unter den Tisch saufen, und erst dann hat der bärtige Teufelskerl endlich Feierabend.

Pooh, seufzt Harry Rowohlt, schlurft ins Wohnzimmer und drückt beim CD-Spieler auf Play. »Scheiße, ›play‹, das wird heute nicht mehr übersetzt, jetzt ist Schicht«, grummelt er in seinen Harry-Rowohlt-Bart, und schon perlt aus den Boxen feinste irische Volksmusik. »O Gott, nicht schon wieder, ich hab Feierabend.« Harry Rowohlt quält sich zum Player, schmeißt die CD raus und legt die Platte ein, die er sich gestern heimlich im Saturn gekauft hat: »Missundaztood« von Pink. Harry dreht voll auf und ist wie verwandelt. Sein Gang wird federnd, überhaupt fühlt er sich beschwingt, und schon ist er mit einigen gewagten Discosritten ins Bad verschwunden, ob man's glauben will oder nicht. Hier steht er vor dem Spiegel, betrachtet eingehend sein Gesicht und summt leise den Pink-Hit mit. »Every day I fight a war against a mirror«, singt Pink, und Harry fällt mit tschirpender Stimme ein: »I'm a hazard to myself«. Und dann lacht der Mann, den sonst niemand je hat lachen sehen, ganz jugendfrisch. Harry Rowohlt beginnt sich zu entkleiden. Runter mit der verwaschenen Jeansjacke, raus aus der alten Nietenhose, weg mit dem ollen Rolli. Dann geht alles ganz schnell. Harry greift sich an den Hinterkopf, kriegt unter der Harry-Rowohlt-Mähne irgendetwas zu fassen, eine geübte

Handbewegung und, zipp, öffnet sich ein langer Reißverschluss. Es scheint jetzt so, als ob sich Harrys Körper teile. Die lange Matte und der Bart, das grimmige Harry-Rowohlt-Gesicht, der ganze Harry-Body fällt nach links und rechts zu Boden. Noch eine kurze strampelnde Bewegung mit den Beinen, und Harry Rowohlt steht da, wie wir, seine Bewunderer, ihn auch noch nicht sahen, wie er aber wirklich ist: ein Mann von kaum dreißig Jahren, drahtig, elastisch, mit Waschbrettbauch, im Gesicht glattrasiert, modische Kurzhaarfrisur. »Harry, du siehst super aus«, sagt Harry Rowohlt und deutet mit dem Zeigefinger auf sein Spiegelbild. »Äh, Sven! Nicht vergessen! Wenn ich freihabe, heiß ich Sven.«

Harry-Sven greift zu Boden, hebt mit spitzen Fingern den Harry-Rowohlt-Body-Suit auf, rümpft etwas die Nase (es riecht nach Irish Pub und filterlosen Zigaretten) und hängt seinen Arbeitsanzug sorgfältig auf den Bügel. Den letzten Harry-Rowohlt-Grimm wäscht er sich mit einer sanften Lotion aus dem Gesicht und parfümiert sich dann mit CK One. Anschließend hüpfert er in die Küche. Iiih, alles voller Bushmills-Flaschen, ekelhaft. Sven ignoriert sie tapfer und gießt sich ein Glas Karottensaft ein. Gut für den Teint.

Pink singt »Get this party started«, Sven Rowohlt tänzelt schlangengleich ins Schlafzimmer und beginnt sich anzuziehen. Für untendrunter eine Bodywear von Mey, für obendrüber ein Hugo-Hemd und den Helmut-Lang-Anzug, für die Füße edelstes Budapester Schuhwerk. Fertig. Auf den Absätzen macht Sven eine schnelle Drehung und schwingt mit seinen Hüften. Gerade jetzt ist Pink zu Ende.

Eigentlich passt das gut. Sven Rowohlts Ausgehsong ist schon seit Jahren »Paninaro«, von den Pet Shop Boys. Er schmeißt es ein, es macht auch gleich Pa, pa, pa, pamm, Sven kramt in einer Schublade, findet, was er sucht, und klinkt dann eine halbe E. Der Synthesizer jault gewohnt

prima los, die Pet Shop Boys singen: »Girls, boys, art, pleasure, girls, boys, art, pleasure! Paninaro – oh, oh, oh.« O, das ist gut, da muss man mitsingen, geht gar nicht anders. Jetzt ist Sven in Echt-Superausgehstimmung. Er tritt den CD-Spieler aus, wirft dem Lowe-und-Tenant-Poster im Wohnzimmer noch eine Kussband zu und ist schon auf der Piste. Keine hippe Bar ist vor ihm sicher, er tanzt sich durch die coolsten Clubs und chillt später in den abgedrehtesten Lounges. Dabei trinkt er keinen Tropfen Alkohol, oder wenn's hoch kommt, höchstens mal ein Gläschen Champagner. Er ist schließlich nicht im Dienst. Erst wenn es hell wird, kommt Sven Rowohlt wieder nach Hause, nüchtern, glücklich, frisch und fit. Das ist natürlich gar nicht gut. »Mist, wo sind denn die Spezialtabletten?«, brummt Sven, um schon mal ein wenig für die Harry-Rowohlt-Stimme zu üben. »Die so einen tollen Kater machen.« Er findet sie in einer Schublade, schmeißt zwei Stück ein, keine fünf Minuten später geht es ihm schon schlechter. Dann nimmt Sven den Harry-Rowohlt-Anzug vom Bügel und zieht ihn an. Er muss im Harry-Rowohlt-Körper schlafen, schließlich heißt es, am nächsten Morgen möglichst verknittert auszusehen. Pooh, ächzt Harry Rowohlt beim Aufstehen: »So, und jetzt an die Arbeit!« Noch im Halbschlaf tapst er in die Küche und trinkt in einem Zug zwei Liter feinsten irischen Whiskeys aus. Danach geht er zum CD-Player, die Pet-Shop-Boys-CD fliegt raus, rein kommt die Scheibe mit feinsten irischer Volksmusik. »Verdammte Knochenmühle. Aber was tut man nicht alles für seine Fans?«, grummelt Harry Rowohlt.

Südostasien und China

Singapur Bonaparte, die Nasenscheiße

Wenn Singapur eine historische Person wäre, dann zweifellos Napoleon. Die Parallelen zwischen dem zwergwüchsigen französischen Kaiser und unserem winzigen Stadtstaat sind nämlich frappant. Zum Beispiel ist auch Singapur sehr, sehr klein, worüber sich seine Nachbarn gerne lustig machen. Der taiwanesischen Präsident Chen nannte Singapur neulich »ein winziges Land von der Größe eines getrockneten Stückchens Nasenscheiße« (so nennen die Chinesen das, was im Deutschen »Popel« heißt). Und vor ein paar Jahren zeigte Prof. Habibie, der damalige Präsident von Indonesien, während eines Interviews auf eine Landkarte und erklärte: »Das ganze Grüne hier ist Indonesien. Und dieser kleine rote Punkt, das ist Singapur.« Ich stelle mir vor, dass er dabei mit einer riesigen Lupe vor der Karte stand und mit zusammengekniffenen Augen so tat, als ob er das Pünktchen verzweifelt suche.

Niemand weiß allerdings genau, wie winzig Napoleon wirklich war. Manche sagen 1,49 Meter, andere 1,52. Die optimistischen Schätzungen gehen von 1,68 aus, doch das wohl nur, wenn der mikroskopisch kleine Korse gerade auf etwas stand: dem Montmartre beispielsweise, einem Pferd oder einer Frau. Auch wie groß Singapur ist, weiß keiner. Der »Reise Know How«-Reiseführer meint, es seien 620 Quadratkilometer, der »Lonely Planet« 646 qkm und Alleswisser Joschka Fischer behauptet auf der Homepage des Auswärtigen Amtes, unser Liliput sei präzise 685,4 qkm klein. Damit wäre ganz Singapur sogar noch etwas mickriger als die Zwergstadt Hamburg. Noch mehr Parallelen: Wie Napoleon leidet Singapur unter dem gleichnamigen Komplex. Von unserem neuen

Premierminister Lee Hsien Loong stammt der Satz: »Der kleine rote Punkt ist in die Psyche jedes Singapurers eingedrungen, und gehört mittlerweile zu unserem ständigen Vokabular.« Tatsächlich hört und liest man von dem roten Punkt hierzulande dauernd. Indische Frauen tragen ihn sogar auf der Stirn, damit sie nicht vergessen, wo sie zu Hause sind, falls ihnen mal was zustößt. (Schock, Bollywoodstar, Ohrenscheiße (chin. für Ohrenschmalz). Wie Napoleon trägt Singapur einen komischen Hut ..., äh, tut auch Singapur alles, um seinen Komplex zu kompensieren. Napoleon eroberte dazu fast ganz Europa; Singapur gewinnt Land aus dem Meer. Damit ist unsere Republik eines der wenigen Länder dieser Erde, das flächenmäßig wächst; von 1965 bis heute hat die Insel um 100 qkm (das Fünzigfache von Monaco) zugenommen. Das ist auch der Grund, weshalb niemand sagen kann, wie groß unser kleiner Popel momentan wirklich ist. Die Landgewinnung sieht so aus, dass erst mal ordentlich Sand ins Meer geschüttet wird. Darauf kommen dann Lehm Boden und schöne neue Industrieanlagen. Das Teuflische: Den Sand kauft Singapur in Indonesien, das so immer kleiner wird. Damit rächt man sich an Prof. Habibie. Dessen Nachfolger wird eines schönen Tages wahrscheinlich selbst auf einem winzigen Punkt (grün) sitzen, der nicht einmal genug Platz bietet, um die heutige Landkarte Indonesiens auszubreiten. So weit ist es noch nicht. Doch immerhin hat sich Singapur (einst 580, heute rund 680 qkm) in den Staatsgebiets-Charts bereits von Platz 191 auf 189 vorgerobbt und dabei die Inseln Saint Lucia (616 qkm) und Bahrain (665 qkm) hinter sich gelassen. Offizielles Landgewinnungsziel sind 760 Quadratkilometer, womit sich unser Eiland noch mal vor Mikronesien, Tonga und Dominica auf Platz 185 schöbe. Aber kann man Singapur glauben, dass an der anvisierten Marke wirklich Schluss ist? Dazu muss man wissen, dass laut CIA Factbook (Stand 2004) das hie-

sige Staatsgebiet inklusive aller Gewässer nur 692,7 qkm umfasst. Das kann nur heißen: Entweder ist der amerikanische Geheimdienst über die Ausdehnung und die Landgewinnungsabsichten Singapurs («Weapons of Landmass Reclaiming») hoffnungslos desinformiert (sehr unwahrscheinlich). Oder: Mit seinem deklarierten Ziel hat unser größtenwahnsinniger Stadtstaat sein Territorium schon um mehr als 60 qkm überschritten.

Ich bin mir sowieso sicher, dass Singapur sein Ausdehnungsprojekt nicht einfach an einem Punkt stoppen wird; auch Napoleon blieb ja nicht im Rheinland stehen. Deshalb sollten nicht nur die Nachbarn Singapurs, sondern die ganze Welt auf der Hut sein. Wenn erst Wattspaziergänge an der Nordseeküste auf ein frisch bebautes Industriegebiet stoßen, in dem ein Haufen Inder, Malayer und Chinesen herumwuselt, dann ist die Nasenkacke am dampfen (neuchinesisch für: Holland in Not).

Für den Fall aber, dass die Weltgemeinschaft die maritime Expansion unseres flexiblen Stadtstaates doch noch in die Schranken verweist, verfolgen die hiesigen Gernegroße parallel Plan B: Die Ausdehnung der Insel in die Tiefe. Viele Straßen, Nahverkehrseinrichtungen, sogar ganze Shopping-Malls liegen bereits unter der Erde, ein riesiger unterirdischer Forschungskomplex der Uni ist in Planung. Im Erdreich werden die Singapur-Maulwürfe kaum aufzuhalten sein. Es sei denn, dass sie eines Tages wieder an die Oberfläche kommen. Bei Moskau beispielsweise.

Neues aus der Schweißforschung

Dass die Eskimos angeblich zehntausend Namen für Schnee verwenden, weiß jedes Kind. Dass aber die alten Malaien circa zehn Millionen Namen für Schweiß haben, ist in unseren Breiten weniger bekannt. Das liegt daran, dass Malaysia nicht am Nordpol, sondern in den Tropen liegt, ganz nah am Äquator. Täglich schwanken die Temperaturen zwischen 24 und 34 Grad, bei einer Luftfeuchtigkeit zwischen 60 und 100 Prozent, und das zu jeder Jahreszeit. Das heißt: Man lebt wie in der Sauna. Und keiner macht die Tür auf. Nie. Davon konnte ich mich gestern Nacht selbst überzeugen, als ich hier in Kuala Lumpur vergeblich nach dem Bademeister schrie.

Die häufigste Schweißsorte ist der strömende Schweiß (malaiisch: *peluh sungei*). Er bricht schon nach fünf Minuten Bewegung aus (zum Beispiel nach hundert Meter Schlendern), in der Mittags- oder Abendhitze. Dieser Schweiß hinterlässt nicht bloß dunkle Flecken auf der Kleidung – die Kleidung wird zum Fleck. Langfristige Folgen sind weiße Ränder auf Hemd und Hose. Auch dafür haben die Malaien ein eigenes Wort: Batik.

Rucksackschwitzen (modern: *City Bag Sweat*) ist eine Abart des *peluh sungei*. Bezeichnet wird damit der strömende Schweiß, der sich unweigerlich beim Rucksacktragen auf dem Rücken bildet. Bestes Gegenmittel: den Sack nach einmal Tragen wegschmeißen.

Nachtschweiß (*keringat malam*) ist besonders unangenehm; man schwitzt hier selbst unter dem dünnsten Laken. Das Laken bewirkt auch, dass man verstärkt über die Kopfhaut transpiriert. Das Resultat am nächsten Morgen: ein waschlappennasses Kopfkissen und sandartige Salzkristalle auf der Stirn; genug, um das Frühstücksei zu versalzen.

Auch wenn ich diesen Artikel, verzeihen Sie bitte den intimen Einblick, nur mit einer Unterhose bekleidet schreibe,

schwitze ich noch immer wie eine Sau (*peluh babi*). Der Schweiß sammelt sich dabei an der Lehne des Bürostuhls und bildet dort einen warmen Schmierfilm, der langsam in das Sitzpolster sickert. Das, so konnte ich beobachten, beginnt spätestens am zweiten Tag zu schimmeln. Steigt die Luftfeuchtigkeit am frühen Abend auf zunächst rund 85 Prozent – so wie jetzt –, gesellt sich zum Lehnstuhlschweiß das Solarplexusschwitzen (*peluh mata hari*). Dieses Schauspiel ist nett anzusehen, sprudelt dieser Schweiß doch wie ein kleiner Quell (siehe auch: überfallartiges Schwitzen; *peluh rompak*).

Geschwitzt wird hier also immer, selbst beim trägen Fernsehkucken. Dabei verschleißt der Oberschenkel- und Arschschweiß meine Körperteile mit dem kleinen Kunstledersofa des Hotels. Trinkt man beim Fernsehen Bier, beginnt das Hautsekret bald sauer zu riechen; vorgestern Morgen vermischte sich der Geruch noch mit dem von Aspirin und Panadol. Überhaupt riecht der Schweiß hier oft nach dem, was man gerade konsumiert hat. Gut zu identifizieren ist heißer Chili-Schweiß, milder Chicken-Rice-Schweiß oder der süße Schweißgeruch nach dem Genuss von Fischkopf-Curry.

Selbst Angstschweiß ist den Malaien nicht fremd (bei Benachrichtigung über die bevorstehende Hinrichtung beziehungsweise den Besuch der Mutter), nur ist er sehr schwer von den anderen, überreich vorhandenen Sorten zu unterscheiden. Ein seltsames Phänomen bleibt allerdings ein überraschend kalter, Fischhaut provozierender Schweiß. Urplötzlich schlägt der Nachtschweiß in ihn um; dann nämlich, wenn man nicht einschlafen kann vor lauter Schwitzen. Also auch immer.

Hier in den Tropen schwitzt nicht nur der Mensch, sondern auch das Vieh, der Baum, sogar Gegenstände. Es schwitzt die Bierflasche, an Gläsern perlt der Schweiß, an Fischstäbchen, Fensterscheiben und Vasen. Doch das wäre schon ein anderes Kapitel. Auch das Kunstschwitzen

ist so eins. Früher, so steht es in den malaiischen Annalen, sollen hier Kunstschwitzer aufgetreten sein, in großen Hallen, angefeuert von tausenden selbst schwitzenden Zuschauern. Kunstschwitzer waren Leute, die kontrolliert Körperpartien schwitzen lassen konnten – Nasen, Hände, Ohren – und mühelos von einer Form des Schwitzens zur anderen wechselten. Der berühmteste unter ihnen, der Hokkien-Chinese Ong Keng Swee, brachte es auf diese Weise zu einem großen Vermögen. Doch diese spezielle Kunstform ist heute leider ausgestorben, und auch echtes Kampfschwitzen (*keringat peperangan*) ist unter jungen Malaysiern nicht mehr angesagt. Schuld daran trägt sicher der Siegeszug der Klimaanlage, die zwar das Schwitzen nicht völlig verhindern, doch extrem reduzieren kann. Nur die alten Malaysier lassen auch heute noch die Air-Con demonstrativ ausgeschaltet. Und schwitzen weiter wie die Doofen. Denn sie wissen genau: Schwitzen gehört nicht nur zu ihren Roots. Schweiß schweiß auch alle Malaysier zusammen. Und tatsächlich: Selbst ich fühle im Moment eine Verbundenheit mit ... – ach, es ist doch nur der Schimmel auf dem Sesselpolster.

Dicke, weiche Wolke China

»Keine Ahnung haben und in China leben – das ist das Glück.« Laozi, 6. Jahrhundert v. Chr.

Es gibt 40.000 chinesische Schriftzeichen. Von zehn weiß ich, was sie ungefähr bedeuten. Das heißt: Ich bin ein Analphabet in China. Ich kann kein Buch lesen, keine Zeitung, keine Werbung, keine Speisekarte. Und ich weiß, ich werde es nie können. Nicht so, wie ich Deutsch oder Englisch lesen kann, oder Spanisch und Russisch könnte, wenn ich wollte. Ich verstehe auch kaum, was die Leute auf der Straße, im Radio oder Fernsehen sagen, denn mein Wortschatz ist immer noch sehr klein.

Ich weiß praktisch nichts über chinesische Geschichte. Qin, Chin, Ming, Qing – diese ganzen Dynastien klingen so eklig ähnlich. Ich habe längst vor der Aufgabe kapituliert, sie in die richtige Reihenfolge zu bringen. Sowieso ist in fünftausend Jahren chinesischer Staatlichkeit einfach zu viel passiert. Ich begnüge mich also mit kleinen Brocken, die mir ein paar Bücher oder das Internet zuwerfen. Was aber die aktuelle Politik angeht, so kenne ich gerade mal den chinesischen Präsidenten und den Premierminister mit Namen. Doch wer ist Verkehrsminister oder wie sieht der Bürgermeister von Peking aus? Wie heißt der Bezirksvorsteher meines Stadtteils? Gibt es so etwas überhaupt? Ich habe keine Ahnung.

Ich weiß nicht, worauf in China die Todesstrafe steht, ich kenne eigentlich gar keine Gesetze. Ob die Eier im Supermarkt von Hühnern aus Käfighaltung stammen oder von welchen aus dem Freiland – ich habe keinen Schimmer. Wurde der Salat mit Quecksilber gedüngt, Penicillin, Pech oder Schwefel. Salat? Ich weiß noch nicht einmal, wie das Grünzeug heißt, das ich gelegentlich im Supermarkt kaufe. Und eigentlich habe ich auch keine Ahnung, wo ich bin. Okay, die Stadt heißt Peking. Aber wie heißen

diese ganzen kleinen Nachbarstädte im Norden, Westen, Süden? Wie weit erstrecken sich die Berge links von mir? Und sind es nicht in Wirklichkeit 60.000 Schriftzeichen und viertausend Jahre Staatlichkeit?

In Deutschland waren mir solche Fakten geläufig. Ich kannte mich aus. Ich war Spiegel-Leser, wenigstens eine Zeit lang, ich las FAZ, taz und noch einen Haufen anderer unnützer Blätter. Ich war dagegen oder dafür, ich hatte zu allem eine feste Meinung. Und ich machte mir Sorgen, um Politik, Umwelt, Menschheit, Zukunft. Damit ist es in China vorbei. Ich bin unbesorgt, weil ich weiß, dass ich keine Ahnung habe. Ich glaube einfach, dass die chinesische Regierung eine Politik macht, die ganz in Ordnung ist. Die Lebensmittel sind gesund, genauso wie die Luft, das Rauchen, Biertrinken und Eingeweideessen. Am besten gefällt mir altem Zwangsleser, dass ich nicht lesen kann. Ich finde das sehr entlastend.

Ich meine festgestellt zu haben, dass es auch den anderen Ausländern hier genauso geht wie mir. Natürlich gibt es Sinologen, die die Sprache fast perfekt beherrschen, Historiker, Wirtschafts- und Umweltexperten, die viel mehr über China wissen als ich. Aber das, was man wissen könnte über dieses unendlich große Land mit seiner langen Geschichte und seiner nicht überblickbaren Zahl von Menschen ist so viel, dass jeder, der bei Sinnen ist, weiß, dass er nicht das Gesamtbild sieht, sondern allenfalls blinzelt.

Das macht milde im Umgang miteinander. Natürlich hat jeder, der hier wohnt, am Ende doch ein paar Ansichten über Land und Leute. Aber die sind ganz verschieden. Der eine prophezeit China eine leuchtende Zukunft, der andere den baldigen Zusammenbruch. Oft denkt man selbst an einem Tag dieses, und am nächsten schon wieder das. Aber weil niemand etwas wirklich weiß, hören wir den anderen zu und halten noch die wirrste China-Theorie für irgendwie plausibel. Im Westen mag man uns für regres-

sive Weicheier halten. Ich fühle mich in der dicken Wolke, die mein Erkenntnisvermögen umnebelt, geborgen wie noch nie.

Überhaupt: Muss man sich nicht geborgen fühlen, wenn man dieses Land nur einmal genau betrachtet? Sieht China aus dem Weltall nicht aus wie ein großes Nest? Nur zum Ozean hin ist es offen, doch von drei Seiten bilden die höchsten Gebirge dieser Welt seine Wände. Und dort, wo ihnen die Gebirge nicht hoch genug waren, haben die Chinesen eine Mauer gebaut, damit jeder, der in China lebt, sich noch geborgener fühlen kann.

Vielleicht wohnen in China deshalb so viele Menschen, dicht an dicht. Auch das macht sehr gelassen. Mao Tse Tung sagte 1946 zu der amerikanischen Journalistin Anna Louise Strong: »Die Atombombe ist ein Papiertiger... Sie sieht fürchterlich aus, aber in Wirklichkeit ist sie es nicht.« Mao konnte so sprechen, weil es so viele Chinesen gibt. Selbst wenn man ein paar Atombomben auf sie schmeißt, bleiben immer noch sehr viele übrig. Und Mao hatte Recht. Tsunami, Erdbeben, Klimakatastrophe, Supergau, Invasion von der Wega – letztlich kann den Chinesen gar nichts passieren. Und jedem anderen, der in China lebt, auch nicht. Geborgener geht es ja wohl kaum.

Buddna has not Mach the Valparaiso

Wer wissen will, was die Chinesen vom Rest der Welt so halten, der sollte einmal den World Park vor den Toren Pekings besuchen. In diesem Minimundus hat man architektonische Zeugnisse der Weltkultur nachgebaut – vom Eiffelturm bis zu den Doppeltürmen des World Trade Centers, die hier wunderbarerweise immer noch stehen. Angeblich, um Chinesen, die nicht ins Ausland reisen können, die Welt zu zeigen. In Wirklichkeit aber, wie ich weiß, um die nichtchinesische Kultur mittels subtiler Fehlinformationen zu verspotten.

Nehmen wir das Schloss Neuschwanstein. Das Original, so hat man an das Modell geschrieben, stehe »on an steep mountain on the southeast of Bonn City«. Gar nicht so falsch, wenn man den Zwergstaat Deutschland mit Riesenreichtaugen betrachtet. Noch unverfrorener macht man sich über die Hagia Sophia in Istanbul lustig. Angeblich wurde sie von gleich zwei Architekten gebaut: »by Charles Ting, the emperor of Eastern Roman Empire«. Aber auch: »The whole building was built by marble.« Charles Ting? Nach westlichen Geschichtsbüchern hieß der Mann Flavius Petrus Sabbatius Iustinianus, kurz Justinian der I. Aber – har, har – klingt Ting nicht doofer?

Springen wir zur Pyramide von El Tajin in Mexiko. Wozu diene die nochmal? »It is a typical pyramid built for sacrificial purpose toward Apollo.« Aha. Apollo also, der Sohn des Zeus, im alten Mexiko. Aber mal was anderes: Wieso heißt die Pyramide nicht Pyramide, sondern: »El Tajin Building of the Colamns«? Und wohin geht es, wenn man dem Wegweiser »tne shewolf Fed Twins« folgt, in der »Europe area«? Bzw. erst mal: In welchen Zungen spricht der Chinese hier zu uns?

Wenigstens das ist schnell beantwortet. Die Sprache nennt sich Chinglish, ein Wort, das zusammengesetzt ist aus ... Sie verstehen? Es gibt Chinglish in einer Lightver-

sion, die immer noch verständlich ist. Da liest man auf einer Tüte mit chinesischen Maultaschen »Pumplings« statt »Dumplings« und an Behindertentoiletten »Facilitifs Disabled Person«. Ausländer machen sich gerne über diese »Fehler« lustig. Der deutsche Sinologe Oliver Lutz Radtke hat sogar zwei Chinglish-Bilderbücher herausgebracht, die sich mittlerweile zehntausendfach verkauft haben, hauptsächlich an Ausländer in China. In den bunten Bändchen hat er Fotos von herausragenden Chinglishbeispielen versammelt, wie »Mustard Ham artherosclerosis« als Gericht auf einer Speisekarte, die Aufforderung »Have a dog« auf einer Hinweistafel in Lhasa oder ein typisch antidemokratisches Schild an einem Teich in Chongqing: »Do not vote in the pool.«

Doch anders als die meisten plädiert Radtke dafür, Chinglish ernst zu nehmen. »Ich bin«, so schreibt er im Vorwort seines zweiten Buchs »Speaking in tongues«, »mehr als je zuvor davon überzeugt, dass Chinglish bleiben muss. Es gibt uns einen Einblick in das Denken der Chinesen ...«

Letzteres ist natürlich vollkommen richtig. Allerdings wird Chinglish so oder so nicht untergehen. Schließlich sind die Chinesen erstens nicht blöd und könnten sich zweitens problemlos professionelle Übersetzer leisten. Weil sie das aber nicht tun, bin ich mir sehr sicher: Sie schreiben mit Absicht falsch, genauso wie sie die Fehler im Welpark auch extra machen.

Einen Hinweis, der meine These stützt, fand ich neulich in unserer Nachbarschaft. Hier, in der »Elite«-Sprachschule, unterrichtet man nämlich nicht nur einfach Englisch, sondern gleich vier Englische, darunter das »Elite Chic English«. Ich glaube, dass Absolventen dieses Kurses ihren Klamottenladen »That person is according to the clothing« nennen oder ihr Modemagazin »Friends«. Die »Elite Business English«-Schüler dagegen schreiben über die Kassen ihrer Supermärkte nicht mehr Cashier, sondern »Chamberlain«; wo-

hingegen das »Elite Star English« von Hoteliers und Restaurantbesitzern bevorzugt wird. In diese Hardcorevariante mischt man auch ein paar andere Sprachen, Französisch etwa, dazu ein paar südamerikanische Städtenamen, und auf der Speisekarte steht dann »D'oeuvres« für Vorspeisen, »Flavor Genus« für lokale Spezialitäten. An Whirlpools findet sich die Aufforderung »Don't put your pool Guocao, meals, portable and cotton towels into the pool« und auf Hotelzimmerchipkarten ein Satz wie: »Please save front desk of the Valparaiso.« Nehmen Sie sich jetzt bitte zehn Minuten Zeit, um darüber nachzudenken, was die beiden letzten Sätze bedeuten könnten. Fertig?

Weiter zur hohen Chinglish-Schule, dem »Elite Talent English«. Wer das beherrscht, verkauft vermutlich verkleinernde Haushaltsgeräte (»diminutively white goods«) und »Buddna Sheen cocklofts«, die sich gewaschen haben. Bevor ich aber erkläre, was das sein könnte, wollen wir uns noch schnell fragen, weshalb die Chinesen nicht das echte Englisch lernen und benutzen? Ich vermute, dafür gibt es mehrere Gründe. Erstens: um Nichtchinesen wie nebenbei an ihre historischen Fehler zu erinnern (Chamberlain – Münchener Abkommen = Appeasement-Politik). Zweitens: weil ihnen das englische Englisch zu farblos ist. Warum auch sonst sollte das Motto der Elite-Sprachschule lauten: »Color your English«? Und weil drittens ein Chinese, der in einem schicken, neuen Bürogebäude sitzt, an dem »Leader space of international« steht, fest daran glaubt, dass ihm der nichtchinesische Rest der Menschheit den Buckel runterrutschen kann. Kann er auch, denn lacht ein Ausländer über die seltsame Formulierung, kauft der Mann im Führerraum einfach seine Firma auf und schmeißt sie raus, die lustige, lange Nase.

Darum ist Chinglish auch nicht falsch oder gar zum Lachen, sondern Weltsprache. Jeder wird es in spätestens

zwanzig Jahren sprechen. Sie sollten schon mal anfangen umzulernen. Hier haben Sie die ersten Vokabeln: Valparaiso – Wertsachen (die Sie bitte an der Rezeption deponieren). Marble – berühmter Architekt, Erbauer der Hagia Sophia. Charles Ting – oströmischer Kaiser. Ihre erste Hausaufgabe aber lautet: Kriegen Sie raus, was ein »Guocao« ist, den oder die man nicht mit in den Pool nehmen darf. Wer als Erster die Lösung an den Verlag schickt, erhält ein Exemplar meines Buches »Universalsprache Chinglish« geschenkt, das voraussichtlich im Jahr 2056 erscheinen wird. Schon jetzt vielen Dank für Ihre Teilnahme bzw. »thank you for a long time before our support«.

Chinesen am Strand

Neulich besuchte ich als einer der ersten Europäer nach 1949 einige Inseln des im Gelben Meer gelegenen Miao Dao Archipels. Dabei hatte ich an den Gestaden der Hauptinsel Changdao einmal mehr Gelegenheit zu beobachten, was meine chinesischen Mitbürger am Strand so alles machen: Sie sitzen herum und rauchen, sie posieren vor den Wellen und fotografieren sich gegenseitig, sie füllen Meerwasser in Flaschen, um es als Andenken mit nach Hause zu nehmen, sie fangen mit Käschern kleine Fische für ihr Goldfischglas, oder suchen nach Muscheln, um sie später zu verzehren. Und die Männer lassen sich dann und wann einbuddeln, damit man ihnen mit Sand Frauenbrüste machen kann (und von dieser Brust-Mann-Kombi wiederum ulkige Fotos).

Selbstverständlich essen meine Mitbürger auch am Strand, schließlich sind sie Chinesen: Wassermelonen, Fleischspieße, Sonnenblumenkerne, gegrillter Tintenfisch und getrockneter Tofu werden in den Mund expediert. Dazu wird meistens Bier getrunken, am liebsten in der prallen Sonne. Noch Wagemutigere haben sogar einen Badeanzug an oder eine Badehose. Damit stehen sie im Wasser, bespritzen sich mit Wasserpistolen und -bazookas, sie tragen ihre Frauen auf dem Rücken durch die Wellen oder fahren mit Tretbooten bis zur Absperrung, die dreißig Meter von der Küstenlinie entfernt ist. Und ungefähr zweistündlich wird ein so lautes Feuerwerk abgebrannt, dass man glaubt, man stünde während eines Atombombentests am Strand des Bikini-Atolls und könnte gleich durch seinen Nachbarn durchkucken.

Nur eins tun die Chinesen nicht am Strand, jedenfalls die allermeisten, und das ist: Schwimmen! Sie tun es nicht, weil sie es nicht können. Und so gehen erwachsene Frauen mit einem Schwimmreifen um die Hüften ganz vorsichtig

ein paar Zentimeter ins Wasser, und am ganzen Körper tätowierte, muskulöse Männer stehen mit Schwimmflügeln an den Oberarmen stundenlang im Flachen rum. In Europa würde man sich als erwachsener Mensch für eine solche Aufmachung zu Tode schämen, in China schämt sich keiner, weil Schwimmenkönnen hier nicht üblich ist.

Natürlich fragt man sich, warum fast kein Chinese schwimmt. Oder besser: Seit wann? Als Mao Zedong am 16. Juli 1966 überraschend in der Industriestadt Wuhan auftauchte, um als Zweiundsiebzjähriger über eine Stunde im ziemlich schnell dahinströmenden Jangtse zu schwimmen, sprangen mit ihm Tausende in den Fluss. In Filmen wie z.B. der großartigen Kulturrevolutions-Dokumentation »Morning Sun« kann man sehen, dass diese Menschen nicht nur ausgezeichnet schwammen, sondern dabei auch noch meterhohe Banner in den Händen trugen. Zudem wird in dem Film zu Bildern von ins Wasser springenden Kinderhorden berichtet, dass nach Maos Badeausflug praktisch allen Kindern Chinas Schwimmen beigebracht wurde.

Was wurde aus diesen Kindern, die heute Mitte fünfzig sein müssen? Hat man ihnen nach Maos Tod das Schwimmen wieder abtrainiert? Wurde nach der Öffnung Chinas das Schwimmen als kulturrevolutionärer Unfug geächtet? Ich, der ich auf fast wirklich jede chinesische Frage eine patente Antwort weiß, muss gestehen: Ich habe keine Ahnung. Vielleicht fragen Sie in diesem Fall mal ihren behandelnden Sinologen? Der kann ja auch mal was tun.

Einführung in den Daoismus

Der nächste Morgen beginnt unter besseren Vorzeichen. Es nieselt nur noch, und ich kann in aller Frühe aus meiner Gruft entkommen, ohne dass mir der Hitlervater noch einmal über den Weg läuft. Hinter dem Eingangstor zum Berg ist es dann wie in einer chinesischen Märchenwelt. Hohe, dunkle Bäume stehen dicht an dicht, und dazwischen führt ein kleiner Fußweg nach oben, der in eine Treppe mündet. Ich hatte eigentlich einen Shuttlebus erwartet wie in Jiu Hua Shan, und so stehe ich mit meinem knapp zwanzig Kilo schweren Rucksack auf dem Rücken dumm da. Doch Laozi sagt: »Also auch der Berufene: Er wandert den ganzen Tag, ohne sich vom schweren Gepäck zu trennen«, und also ächze ich schwer beladen die Treppen hoch.

Zum Glück dauert der Aufstieg keinen Tag. Schon nach einer knappen halben Stunde stehe ich auf einer Fähre, die über den Mondstadtsee gleitet; vollkommen lautlos, weil sie an einer Kette von einem Ufer zum anderen gezogen wird. Die hohen, nebelumwaberten Berge ringsherum sehen jetzt aus wie auf einer alten chinesischen Tuschzeichnung. Am anderen Ufer besteige ich dann glücklich einen daoistischen Sessellift und schwebe über den Nebelwald ein paar hundert Meter hoch zum Shang Qing Gong, dem Palast der höchsten Reinheit.

Der Palast ist eigentlich ein Kloster, das den »drei Reinen« gewidmet ist, den drei höchsten daoistischen Göttern. Doch man unterhält auch einen kleinen Pensionsbetrieb für Pilger, die wie ich nach dem Daoismus hungern. Hier miete ich mich ein. Das Zimmer ist nicht ganz so prächtig wie das im Buddhismus-Hotel in Jiu Hua Shan. Dafür ist es in die Klosteranlage integriert, und ich kann von dem langen Gemeinschaftsbalkon vor meiner Zimmertür auf vierhundert Jahre alte Ginkgobäume und Zedern sehen, deren Spitzen in die Wolken ragen. Ich bin sofort begeis-

tert und notiere in meinem großen Buddhismus-Daoismus-Vergleichsjournal einen Punkt für den Daoismus. Es wird an diesem Tag noch ein paar Punkte für den Daoismus geben. So gefällt mir das Kloster, das ich am Nachmittag erkunde, besser als das meiste, was ich auf Jiu Hua Shan gesehen habe. Es wurde ursprünglich während der Jin-Dynastie (265-420 n. Chr.) an den Hang gebaut, danach aber wie üblich immer wieder umgebaut und verändert. In der Form unterscheidet es sich nicht sehr von buddhistischen Klöstern. Aber man geht mit Gold bescheidener um, und es dominieren dunkle Farben. Stütz- und Dachbalken sind mit hübsch geschnitzten Szenen verziert, die viehhütende Bauern zeigen, Rehe, die den Berg hinabspringen, oder Kraniche im Flug. Auch das Taiji, das Yin-und-Yang-Symbol, das die Dächer der Tempel krönt, gefällt mir besser als das Hakenkreuz der Buddhisten. Doch das mag daran liegen, dass ich immer noch unter dem Eindruck des Hitlervaters stehe. Die daoistischen Mönche im Palast der höchsten Reinheit bekommen gleich zwei Punkte. Zwar sind sie mindestens so geschäftstüchtig wie die Buddhisten. Am Laozi-Altar verkauft ein Mönch ein Dreier-Räucherfackelset für stolze zwanzig Kuai, und diese Verehrungsmunition geht so schnell weg, dass er kaum dazu kommt, die Plastikfolie abzureißen. Doch niemand versucht hier, mir Geld abzupressen, oder zerrt gar an mir rum. Den zweiten Punkt gibts für die Musik, mit der der Innenhof vor dem Laozi-Altar beschallt wird. Ein DJ-Mönch wechselt regelmäßig die CDs. Die Mönche vom Qingcheng-Berg sind berühmt für ihren daoistischen Ambientsound, der hat es sogar ins Weltall geschafft. Eine CD mit den Kompositionen eines Qingcheng-Mönchs befindet sich seit 1977 an Bord der amerikanischen Sonde Voyager 2, die momentan an der Grenze unseres Planetensystems herumtrudelt. Vielleicht ist der Dao-Sound bereits in irgendwelchen Aliencharts.

Nur die Haartracht der Dao-Mönche ist gewöhnungsbedürftig. Männer wie Frauen haben extrem lange Haare, aber nur, um sie auf dem Kopf zu einem Dutt zusammenzubinden. So sehen alle mehr oder weniger aus wie Omas. Dafür ist ihre Kleidung sehr viel besser. Statt der ewig gleichen buddhistisch roten Kutten trägt man zu schneeweißen Seidenanzügen schwarze Schuhe und Gamaschen. Das verleiht den Mönchen eine gewisse esoterische Eleganz. Sie wirken distanziert, sind aber gar nicht überheblich. Man nickt mir kurz zu, wenn ich vorbeigehe, und ein Mönch lächelt mich sogar huldvoll an, während er sich mit einem Fächer aus weißen Federn Luft zufächelt. Unter Buddhisten ist mir das nicht passiert.

Der Hauptgrund für meine Sympathie für den Daoismus aber ist und bleibt das schlaue »Dao De Jing«. Seinen Autor treffe ich am frühen Abend, als ich noch einmal schnell auf den nahe dem Palast gelegenen Qingcheng-Gipfel steige. In einem hohen Pavillon steht hier eine riesige Laozi-Skulptur, die den Urdaoisten zeigt, wie er auf einem Ochsen reitet. Die Skulptur ist sehr neu und fast buddhistisch golden, monströs und protzig. Doch heute ist der Turm glücklicherweise in so dichten Nebel gehüllt, dass der übertriebene Glanz angenehm gedämpft wird. Die Legende besagt, dass Laozi vor über zweitausendfünfhundert Jahren auf dem Rücken eines schwarzen Ochsen am Hang-Gu-Pass auftauchte, der damals an der Westgrenze des Staates Chu lag. Der Grenzbeamte erkannte den großen Meister und bat, dieser möge ihm etwas Schriftliches überlassen. Da schrieb Laozi kurzerhand das »Dao De Jing« nieder, gab es seinem Bewunderer und ritt dann auf dem Ochsen weiter Richtung Westen.

Niemand weiß, wo er geblieben ist, denn gesehen wurde er nach dieser Episode nie wieder. Zuvor allerdings wohl auch nicht. Die Wissenschaftler sind sich ziemlich einig, dass es sich bei Laozi um eine Figur der Legende handelt, die nie gelebt hat. Trotzdem möchte ich die Geschichte

mit dem Ochsen gerne glauben. Schließlich bin ich in derselben Richtung unterwegs. Das macht ihn zu meinem unsichtbaren Reisegefährten, und dafür vergebe ich für heute meinen letzten Punkt an den Daoismus.

Ich will mich zum Gehen wenden, denn es beginnt langsam zu dämmern. Da höre ich plötzlich ein unheimliches Geräusch. Es klingt so, als ob ein feiner Regen einsetzte. Und tatsächlich. Allerdings regnet es kein Wasser, sondern lange Stabheuschrecken, die sich zu Tausenden von den Bäumen auf den Boden fallen lassen, wie in einem Horrorfilm. Nur sind diese lebenden Äste harmlos und müssen letztlich selber leiden. Weil sie dicht an dicht über den Boden kriechen, kann ich leider nicht vermeiden, immer wieder einige von ihnen zu zertreten. Was für dumme Kreaturen, denke ich, die hier ohne Sinn und Verstand einen auf Kamikaze machen. Aber dann setzt ein echter, gewaltiger Platzregen zehn Minuten nach dem Insektenregen ein. Die Heuschrecken hatten den Regen offenbar schon vorher gespürt und versucht, sich ins Trockene zu bringen.

Beim Abstieg lässt der Regen wieder nach, und durch den feinen Niesel bewegen sich vier blaue Schmetterlinge langsam auf mich zu. Sie flattern zugleich torkelnd umeinander, wobei jeder Schmetterling genau den gleichen Abstand zu den anderen hält. Die Schmetterlinge sehen aus wie Lichter auf unscharfen UFO-Videos, und kurz glaube ich, sie wollen mich angreifen. Im letzten Moment aber drehen sie vor mir ab und verschwinden spurlos im Wald.

Das Kloster, die Kleidung, die Philosophie und der ganze verzauberte Berg haben mich auf die Dao-Seite gezogen. Selbst die ausgefallenen daoistischen Götter ziehe ich den ganzen stumpf lächelnden Buddhas vor. Ähnlich wie die Gottheiten der alten Griechen oder Römer sind sie ziemlich actionorientiert und könnten in jedem modernen Superhelden-Comic oder Videospiel eine tragende Rolle

übernehmen. Sie reisen auf Drachen durch den Himmel, gebären Sterne, oft waren sie zuvor Menschen, die nach einer Weile fliegen lernten und unsterblich wurden. Der ganze Götterkosmos hat allerdings nichts mit dem »Dao De Jing« zu tun, sondern wurde zum größten Teil von Religionsgründer Zhang Daoling um 140 n. Chr. hier auf dem Berg geschaffen. Dabei bediente sich der Mönch bei der sehr viel älteren chinesischen Volksreligion, in der es von Spezialgottheiten und Heroen nur so wimmelt. Ein paar Jahrhunderte später wurden dann noch etliche, nur grob umgemodelte buddhistische Heilige mit aufgenommen.

Dennoch bleibt der Daoismus die ursprüngliche chinesische Religion mit den chinesischeren Göttern. Der chinesischste ist sicher Huang Di, der Gelbe Kaiser, dessen etwas tiefer gelegenen Schrein ich am zweiten Tag besuche. Er hat das Unmögliche vollbracht, gleichzeitig der Stammvater aller Chinesen zu sein und sie um 2700 v. Chr. geeint und für hundert Jahre regiert zu haben. Auch sonst war der Gelbe Kaiser ein rechter Alleskönner. Er hat ein Medizinbuch geschrieben, das heute noch die Grundlage der traditionellen chinesischen Medizin ist, brachte den Chinesen das Züchten von Seidenraupen bei, erfand den chinesischen Mondkalender und einen magischen Kompass, der ihm half, seine Armeen im Sandsturm zu verbergen. Und als er genug regiert, gelehrt und gekämpft hatte, wurde er unsterblich.

Der große Dao-Hit aber ist die Qi-Sammelplattform, die ich kurz vor Sonnenuntergang am schönsten Ort auf dem ganzen Berg entdeckte. Dieser Ort ist der Garten des Palastes der höchsten Reinheit, und die Plattform ist eine kleine, ummauerte Terrasse, die am Rand dieses Gartens zwischen blühenden Rosen, Dahlien und Fuchsien liegt, direkt am Eingang zum Wald der Langlebigkeit, in dem Eichhörnchen von Zeder zu Zeder springen. Vor Hunderten von Jahren, so erklärt ein Schild, hat sie die daoistische

Unsterbliche Ma Gu angelegt, um hier das Qi, die daoistische Lebensenergie, in ihren Körper aufzunehmen. Qingcheng Shan, so heißt es weiter, sei nämlich ein extrem gutes Qi-Gebiet, und genau an der Sammelplattform falle noch einmal extra viel Qi an. Ma Gu muss diese Energie gut genutzt haben, denn sie »erlebte dreimal, wie sich ein See in Ackerland verwandelte«, und sah trotzdem noch aus wie eine junge Frau. Von anderen Leuten wird berichtet, dass sich »aller Schleim von ihnen löste«, als sie sich auf die Plattform stellten. Und hinterher waren sie ganz leicht. Das muss ich doch gleich mal ausprobieren. Ich hüpfte auf die Plattform, stelle mich in die Mitte des in den Boden geritzten Yin-und-Yang-Zeichens, breite meine Arme aus und warte auf das Qi. Nach ein paar Minuten beginne ich tatsächlich etwas zu spüren. Zwar löst sich kein Schleim – wo auch, frage ich mich etwas bang –, aber ich fühle, wie sich meine Muskeln entspannen und mich irgendetwas durchströmt. Als ich zehn Minuten später die Plattform wieder verlasse, fühle ich mich frisch, belebt und um mindestens drei Kilo leichter.

Das Gefühl ist so sensationell, dass ich für mich noch in derselben Minute entscheide: Daoismus, da mache ich jetzt mit. Eigentlich ist es ja auch kein großer Schritt von meinem alten Maoismus zum Daoismus. Nicht nur, weil beides chinesisch ist und man nur einen Buchstaben austauschen muss, um das jeweils andere zu haben. Laozi und Mao sind immer wieder auch inhaltlich gar nicht so weit auseinander, wie man gemeinhin denkt. Das »Dao De Jing« jedenfalls ist voll von revolutionären Stellen: »Werft weg den Gewinn, so wird es Diebe und Räuber nicht mehr geben«, heißt es zum Beispiel oder: »Dass das Volk hungert, kommt davon her, dass seine Oberen zu viele Steuern fressen.« Mao hätte das kaum besser sagen können. Ich frage mich nur, wie ich bei einer Konversion das Frisurproblem lösen soll. Mit meiner Haartracht

könnte ich zwar jederzeit ein buddhistischer Mönch werden, aber niemals Daoist. Der Zug ist vor spätestens zwanzig Jahren abgefahren.

Die Frisurenfrage löst sich noch in der Nacht, als ich meine Konversionsidee wieder aufgebe. Schuld daran sind die daoistischen Pilger im Nebenzimmer. Sie fangen am Abend gegen neun an, Bier zu trinken und Mah-Jongg zu spielen. Dabei lachen und lärmen sie. Sie knallen ab und an einen Stein auf das Brett, und alle zehn Minuten werden die Steine unter großem Geklicker und Geklacker neu gemischt. Ich aber bin erschöpft vom Tag und muss dringend schlafen. Daran ist bei dem Krawall nicht zu denken, und binnen kurzer Zeit entlädt sich meine gerade erworbene Körperenergie wieder. Als ich gegen eins schon deutlich im Minusbereich bin, gehe ich rüber, um mich zu beschweren. Meine Quälgeister sind zwei mittelalte Paare, die in ihren Schlafanzügen stecken und auf den Betten sitzend spielen. Wütend frage ich, ob ich wenigstens die Tür schließen kann, und ohne eine Antwort abzuwarten, ziehe ich sie mit einem lauten Knall zu. Das ist ein sehr unchinesisches Verhalten, und während ich wieder auf mein Zimmer gehe, höre ich die beiden Pärchen kichern. Das bringt mich erst recht in Rage. Was denken sich diese Leute eigentlich? Wir fahren ins Kloster, trinken einen und machen durch bis morgen früh? Nein, bei einer Religion, die solche Pilger hat, kann ich leider doch nicht mitmachen.

Am nächsten Morgen schäme ich mich ein bisschen für meine kleinbürgerlich beschränkte Reaktion. Sie zeigt deutlich, dass ich etwas Prinzipielles im Verhältnis der Chinesen zur Religion nicht verstanden habe. Richtig klar wird mir das am Nachmittag, als ich vor dem Laozi-Altar einen lustigen Zwischenfall beobachte. Zwei junge Frauen fangen hier aus heiterem Himmel an, sich gegenseitig anzukeifen. Ich verstehe kaum ein Wort, bloß, dass es um Geld und Betrug geht. Wie immer bei solchen Gelegen-

heiten bildet sich sofort eine Traube aus Schaulustigen, die sichtlich vergnügt auf eine gute Show hofft. Doch diese Traube ist besonders. Auch zwei Ausländerinnen sind in der Menge, dem Augenschein nach Spanierinnen in etwas zu knappen Tops.

Die Spanierinnen aber wollen sich nicht an dem Streit erfreuen, sondern Frieden stiften. Sie glauben, das gehe am besten, wenn sie den beiden Streitenden klarmachen, dass sie sich an einem heiligen Ort befinden. Deshalb zeigen sie immer wieder mit betroffenem Gesicht auf die Laozi-Skulptur. Sie falten auch demonstrativ die Hände, halten sich den Zeigefinger vor die zusammengepressten Lippen und rollen mit den Augen. Als das alles nicht hilft, packt eine Friedensstifterin eine der Kampfherren am Arm und zerrt sie Richtung Altar. Doch die Keifende reißt sich sofort los, läuft zu ihrer Gegnerin zurück und knallt ihr überraschend eine. Die umherstehenden Chinesen sind begeistert, die beiden Spanierinnen aber verdoppeln entsetzt ihre pantomimischen Anstrengungen. Am Ende gibt die Geohrfeigte nach, zieht ein Bündel Hundert-Yuan-Scheine aus der Handtasche und zahlt ihrer Angreiferin die verlangte Summe. Dann ziehen beide Hauptakteurinnen ab. Die Menschentraube aber diskutiert das Geschehene noch eine Weile. Anders als die Europäerinnen scheint keiner diesen Streit unter den Augen eines Gottes für Blasphemie zu halten. Im Gegenteil: »Wie wahnsinnig schnell sie zugeschlagen hat«, kommentiert eine alte Frau. Es klingt anerkennend.

Auch diese Geschichte zeigt sehr deutlich, wie pragmatisch die meisten Chinesen mit Religion umgehen. Man betet gerne und viel zu diversen Göttern, um Beistand in Krisen zu erhalten oder um sich Wünsche erfüllen zu lassen. Kommt es aber hart auf hart, verlässt man sich lieber auf sich selbst, und der Gott verwandelt sich in das Stück Holz zurück, aus dem er geschnitzt ist. »Die Chinesen«, habe ich in einem französischen Buch von 1897 gelesen,

das ich zufällig im Stadtmuseum von Chongqing an dieser Stelle aufgeschlagen fand, »sind zur gleichen Zeit die abergläubischsten als auch die skeptischsten Menschen der Welt.« Und das ist sicher besser, als sich und andere aus religiösen Gründen in die Luft zu sprengen oder Kreuzzüge anzuzetteln.

Ich will jedenfalls gleich nach dem Backpfeifenzwischenfall schon wieder Daoist werden. Doch erstens habe ich keine Ahnung, wie das praktisch geht, und zweitens bekomme ich am Abend eine Nachricht, die mich alles andere vergessen lässt. Überbringer der Hiobsbotschaft ist eine Gruppe chinesischstämmiger Schweizer, sie sind gerade angekommen, und auf der Treppe vor dem Kloster unterhalten wir uns kurz. »Eigentlich wollten wir«, sagt einer von ihnen mit schweizerdeutschem Akzent, »gar nicht nach Qingcheng. Aber für die Reise mit dem Zug nach Lhasa haben wir keine Permits bekommen. Soll sehr schwierig sein im Moment.«

Mist, das ist genau das, was ich jetzt auf keinen Fall hören will. Ich habe nämlich seit Tagen keine Nachricht von Bart. Ans Telefon geht er auch nicht. Unter diesen Umständen kann ich unmöglich länger hierbleiben. Ich muss zurück nach Chengdu und gucken, was los ist. Auch wenn mir das »Dao De Jing« für solche Situationen zum Gegenteil rät, nämlich hübsch abzuwarten: »Der Berufene«, schreibt Laozi, »macht das Nichtmachen, so kommt alles in Ordnung.«

Mein perfekter Tag

Peking im Spätseptember, der schönsten Jahreszeit in diesen Breiten. Nach dem Aufstehen den letzten Satz eines Buches schreiben. Schreiben macht nur glücklich, wenn man damit fertig ist. Gleich drauf mit meiner Frau eine Tochter zeugen. Auf dem Fahrrad zum Yuanmingyuan, dem alten Sommerpalast. Durch den Pekinger Frühherbstnebel Schleier in dem riesigen, menschenleeren Park spazieren gehen, zwischen Ruinen von Renaissance-Palästen, Trauerweiden und abgelaassenen Lotusblumenteichen. Mittags wird das Kind geboren, um ein Uhr ist es erwachsen und zieht aus.

Zeit fürs »Bai Xing Jia Chang Cai«-Restaurant (»Normale Leute Familienrestaurant mit gewöhnlichen Gerichten«) um die Ecke. Fettes Fünf-Blumen-Schweinefleisch, Duft-Leberspitzen nach Sichuan-Art, weißer Tofu mit hundertjährigen Eiern, Chrysanthemen-Tee. Nach Hause schlendern, im Arbeitszimmer Post öffnen und lesen. Ein Brief von der Tochter aus Amerika, darin ein Scheck über 300.000 Dollar. Die Tochter schreibt: »Mutter, Vater, meine Jugend war so schön.« Eine halbe Stunde leichter Nachmittagsschlaf. Eine Kleinigkeit schreiben und an die Zeitung schicken. Auf den Platz des Himmlischen Friedens gehen, die roten Fahnen flattern, die Drachen in den jetzt stahlblauen Himmel steigen sehen, und die nur etwas käuflichen jungen Damen mit perfektem Mandarin verblüffen. In einem Café am Houhai-See vietnamesischen Wieselkaffee trinken. Ein burmesisches Zigarillo rauchen, dazu allerlei süßen Kram in den Mund schaufeln: malaiischen Chendol vielleicht, Crème Brulée oder Sesambällchen in Reiswein. Irgendwas von Dostojewski lesen, als sei's das erste Mal. Das Handy piept: eine SMS vom Redakteur der Zeitung. Man ist von meiner Kleinigkeit begeistert, sie geht sofort in Druck. Handy nehmen und einem Bettler schenken.

Am Abend Freunde treffen und stundenlang nur von mir selbst reden. Dabei angeben wie nichts Gutes. Atemlos hören die Freunde zu und stellen bloß kluge, nicht allzu lange Zwischenfragen. In den Monologpausen trinken wir helles Bier und ziehen an einem Joint aus bestem mongolischem Marihuana, das nicht müde macht. Später den aufkeimenden Rausch fein ausbalancieren mit vernünftigen Espresso und thailändischem Brandy. Nach Hause gehen, verfolgt von Blicken, die sich nach mir verzehren. Die E-Mail kontrollieren. Eine Nachricht von der Tochter: »Lieber Vater, wir haben gerade die Weltrevolution gemacht. Autos, schlechte Architektur und die Band U2 sind mit sofortiger Wirkung verboten.« Musik auflegen. Die schöne CD »Sea Change« von Beck. Beck Hansen singt: »Go to sleep / we're so tired now.« Langsam bettschwer werden. Seufzen. Meiner Frau in die Augen sehen. Hundert Jahre schlafen.

Der lange Marsch in klein

Die RAF-Damen begrüßten uns schweigend, nur mit ihren harten Blicken.

Nach drei Tagen in der Tempelstadt Bagan sollte meine Myanmar-Expedition weitergehen, in den Osten des Landes, zum geheimnisvollen Inle See, im Shan-Hochland gelegen. Mittlerweile hatte sich mir eine Chinesin angeschlossen, aus Peking, sie bot sich mir als Dolmetscherin an. Im Shan-Land leben viele Chinesen. Ich war einverstanden. Außerdem war die Chinesin süß.

Das konnte man von den zwei deutschen Frauen nicht behaupten. Ich sah ihnen gleich an, dass sie mal bei der RAF gewesen waren. Beide um die fünfzig, also das richtige Alter. Die eine hager, größer, brünette Bubikopffrisur und Kettenraucherin, die andere blond, kleiner, mütterlicher, wenn man so will. Sie hatte ein paar Warzen um die Nase. Aber, ganz klar, ich hatte diese Gesichter früher schon mal gesehen. Auf einem Fahndungsplakat, auf einem Soliflugblatt oder in der Dings – wie hieß dieses Zirkular noch mal, das damals alle lasen? Egal, man muss einen Blick dafür haben. Dieses Harte, Angespannte, Unversöhnliche in der Mimik, das geht nie weg.

Die RAFlerinnen wollten auch an den Inle. Wir fragten sie bei dem Gestell mit den getrockneten Fischen neben dem New Park Hotel, ob wir uns nicht einen Minibus teilen wollten. 100 US-Dollar für die Tagesreise von 400 Kilometern. Ihre Gesichter hellten sich gleich auf. Selbstverständlich sagten sie Ja. Alte RAFler haben gewöhnlich nicht viel Geld. »Also, okay, dann bis morgen früh um sechs.« Meine Dolmetscherin verstand nicht ganz. »Die RAF«, erklärte ich, »war so was wie der lange Marsch in klein. Nur nicht so erfolgreich.«

Am nächsten Morgen saßen die Exterroristinnen schon im Bus, gleich hinter dem birmanischen Fahrer. Schweigend grüßten sie, nur mit ihren harten Blicken. Am

schroffen heiligen Berg Popa hielten wir das erste Mal. Gemeinsam mit der Chinesin erklimmte ich die 777 Stufen zum Gipfel. Die RAFlerinnen blieben unten. Sie hatten den Berg angeblich schon gesehen.

Oben interessierte mich die übliche Ansammlung goldener Tempel wenig. Ich bewunderte zwei ungewöhnliche Chynthen, die auf halbem Weg den Aufstieg bewachten. Chynthen sind Fabelwesen, halb Löwe, halb Drache, die vor jedem birmanischen Tempel stehen. Doch die hier waren anders. Sie hatten einen detailliert gestalteten Anus, so was hatte ich noch nicht gesehen. Ich fotografierte die beiden Arschlöcher und stieg wieder hinab. Unten hatten die RAF-Damen gerade ungewöhnlich gute Laune. Was hatten sie in den zwei Stunden bloß gemacht? »Wir waren shoppen!« Aha, und was? Handgranaten, Kalaschnikows? Es war aus ihnen nicht rauszukriegen.

Der Mini-Bus holperte weiter durch die karge, sonnenheiße Landschaft. Einmal hielten wir an einem Baum zum Wasserlassen. Die RAFlerinnen wollten es so: »Wir pinkeln grundsätzlich nur im Freien.« Zum Mittagessen stoppten wir in der Kleinstadt Meiktila. Im Restaurant gab's Chinapfanne à la Friedrichshain. Wie hatten die Birmanen den Geschmack bloß hingekriegt? Die RAFlerinnen schwiegen. Um ein Gespräch in Gang zu bringen, sagte ich: »Die Leute hier erinnern mich manchmal an Indios.« Die Bubikopffrisur sah mich böse an: »Also, die Indígenas« – sie sprach das g korrekt wie ch aus – »Südamerikas sind doch nun wirklich was ganz anderes.« Okay, dachte ich. Du musst es wissen. Genossin Tanja alias Tamara Bunke alias was weiß ich.

Ein alter Mann kam über die Straße gelaufen, direkt zu unserem Tisch. »Ich bin Dichter«, sagte er. »Hier, bitte, lesen Sie!« Er überreichte mir ein DIN-A4-Blatt mit Gedichten, von denen eins mit »Human Drama Manifesto« überschrieben war. Dabei erzählte er aus seinem Leben: »Während der Kulturrevolution war ich in China.« –

»Aha. Und was haben Sie da gemacht?« Der Mann tat so, als habe er meine Frage nicht gehört. Ich wiederholte sie. »Merkste nicht, dass er darüber nicht reden will«, fuhr mich Tamara Bunke an. »Genauso wie Ihr nicht über eure Vergangenheit«, wollte ich gerade antworten. Da rief der Fahrer: »Weiter geht's!«

Am Abend hatten wir schließlich den Fuß der Shan-Berge erreicht. Mühsam quälte sich der Bus die Serpentine hoch. Als die Nacht anbrach, wurde die Straße zur ungeteerten Piste. Direkt daneben klaffte ein mehrere hundert Meter tiefer Abgrund. Jetzt schien mir der richtige Zeitpunkt gekommen. Ich ergriff die Hand der süßen, chinesischen Dolmetscherin und wandte mich an die Mütterliche: »Darf ich mal was fragen.« – »Gern!« – »Äh, was macht ihr eigentlich so, sagen wir mal, beruflich?« – »Ach, ich dachte, das hätten wir schon erzählt. Wir sind beide aus Berlin. Die Ilse ist seit dreißig Jahren Ärztin in einem Krankenhaus in Wilmersdorf. Und ich bin auch schon ein paar Jährchen Sportlehrerin in Spandau.« – »Und warum tut ihr dann die ganze Zeit so, als seid ihr mal bei der RAF gewesen?«, bellte es in mir. Tatsächlich aber sagte ich: »Ach so.«

Reprise

Methode Cooper

Dass ich auf dem besten Weg war, völlig vor die Hunde zu gehen, störte mich nicht weiter. Eines Tages, ging es mir durch den Kopf, werde ich eben von einem Schlaganfall gefällt, oder einem Herzinfarkt. Ich werde dann einfach nicht mehr aufstehen können und mich nach ein paar Wochen in den Schlamm auflösen, der ich sowieso schon war. Doch dann, genau 118 Tage vor meinem Tod, schien für mich doch noch einmal die Sonne aufzugehen. Sie trug das Antlitz von Dr. Gautzsch. Als ich auf seiner Homepage sah, dass er wieder im Lande war, duschte ich, zog frische Kleidung an und überwand mich, mit den Öffentlichen nach Kreuzberg zu fahren.

Trotz meiner hygienischen Bemühungen muss ich furchtbar ausgesehen haben, als ich das Sprechzimmer betrat. Das hinderte den Doktor nicht daran, mich in bester Laune zu begrüßen. Unter seinem strahlenden Gesicht trug er ein schwarzes T-Shirt, auf dem die Twin-Peaks-Gipfel abgebildet waren. »Black Lodge Coffee Company« stand darauf. Auch eine neue Glasvitrine voller Twin-Peaks-Devotionalien fiel mir sofort ins Auge.

»It's Henry, isn't it«, rührte der Doktor, als hätte jemand eine Taste gedrückt. Er lachte dröhnend.

»Yes, it's Henry«, gab ich matt zurück. Danach begann ich ausführlich zu schildern, was mir seit unserem letzten Termin alles zugestoßen war. Gautzsch hörte trotzdem nicht auf zu grinsen.

»Puh, Henry«, unterbrach er mich irgendwann mitten im Satz. »Da schleppst du ja ganz schön was mit dir herum. Erst dieser tote Freund ... Wie hieß er noch gleich?«

»Viktor.«

»... und jetzt diese Frau. Mannomannomann.«

»Ich begreife es ja auch nicht. Mehr als fünfunddreißig Jahre lang konnte ich mich nicht daran erinnern, dass uns in Amerika überhaupt jemand begleitet hat, geschweige denn eine Frau. Und jetzt werde ich sie nicht mehr los.«

»So etwas kommt vor, mein lieber Henry. Wir sprachen ja neulich schon darüber. Und ich habe damals gesagt: Da ist was passiert in Amerika. Irgendetwas Unerfreuliches. Das kristallisiert sich immer deutlicher heraus. Wenn du herausfindest, was es ist, hast du, schätze ich, den Schlüssel zu deinem Schlamassel. Danach dürften nicht nur die Angstzustände verschwinden, sondern auch der ganze restliche Zirkus: Kinder, Affen, die sieben Zwerge, diese ganze Menagerie in deinem Kopf ...«

Nun, das war mir auch klar, zumindest im Prinzip. Aber was sollte ich denn noch machen? Mir ein Loch in den Schädel bohren, um herauszubekommen, was in Amerika passiert war? Ich zählte Gautzsch auf, was ich bereits alles unternommen hatte.

»Und das einzige Ergebnis ist«, fügte ich hinzu, »dass meine Probleme noch größer geworden sind.«

»Die Probleme müssen eben erst einmal größer werden, bevor sie wieder schrumpfen können«, sagte Gautzsch und lachte noch ein bisschen lauter. »Wahrscheinlich wäre in deinem Fall eine längere Hypnotherapie angebracht.«

»Habe ich doch schon versucht«, erinnerte ich ihn.

»Ja, ein paar Sitzungen bei dieser Dame«, Gautzsch betonte das Wort abfällig, »die ich für eine furchtbare Dilettantin halte. Aber vielleicht ist das ja auch einfach nichts für dich.«

Der Doktor hielt kurz inne, während sein Blick auf das neue Poster in meinem Rücken fiel. Es zeigte das »Great Northern Hotel«, vom Wasserfall aus gesehen.

»Nein. Ich denke, du solltest es einmal mit der Methode Cooper versuchen. Du bist der Typ dafür, Henry.«

Ich sah ihn ratlos an. Jetzt wurde er richtig eifrig: »Die dritte Folge der ersten Staffel von ›Twin Peaks‹ heißt, wie du sicher weißt, ›Zen, or the Skill to Catch a Killer‹. Da schreibt der FBI-Agent, Dale Cooper, acht Namen auf eine Tafel, alles Bewohner von Twin Peaks, und stellt im Wald eine Glasflasche umgedreht auf ein Holzscheit, wacklige Sache. Dann befiehlt er Sheriff Truman, einen Namen nach dem anderen zu verlesen. Jedes Mal, wenn ein Name fällt, versucht Cooper mit einem Stein die Glasflasche zu treffen. Trifft er, steht der Genannte im Verdacht, Laura Palmer ermordet zu haben. Trifft er nicht, scheidet er aus dem Kreis der Verdächtigen aus. Auf diese genial einfache Weise grenzt er die Zahl der Mordverdächtigen schließlich auf zwei ein.«

»Wie ist Cooper denn auf diese Methode gekommen?«, fragte ich irritiert.

»Sie wurde ihm im Traum offenbart«, antwortete Gautzsch, ohne zu zucken.

»Und das soll wissenschaftlich sein?«

Der Doktor sah mich mitleidig an.

»Nun ja, nicht direkt, aber auf der subatomaren Ebene ist ja vieles ungeklärt. Beschäftige dich mal damit.«

»Das heißt, ich soll wirklich eine Flasche im Wald aufstellen? Und dann?« Ich war alles andere als überzeugt.

»Diese Methode lässt sich natürlich nicht direkt auf deinen Fall übertragen. Da musst du dir schon selbst was einfallen lassen. Ich denke, Cooper ist deshalb erfolgreich, weil er sich mental in jeden Verdächtigen hineinversetzt. Den Rest erledigt sein Unbewusstes.«

»Verstehe«, antwortete ich, ohne wirklich zu begreifen.

»Aber was bedeutet das für mich konkret?«

»Das ist doch logisch. Du musst mental nach Amerika zurück. Nicht nur für ein paar Minuten oder Stunden, sondern am besten für ein paar Tage. Wichtig ist, dass du Geduld hast. Rechne nicht sofort mit einem Ergebnis. Aber gib auch nicht auf, bevor du eins hast.«

Das war auch schon alles, was Gautzsch mir zu sagen hatte. Weil ich ihn dazu drängte, verschrieb er mir noch schnell eine Hunderterpackung Opis (100 mg) und eine Fünfziger Alpras.

»Wenn du«, murmelte er dabei, »mit der Methode Cooper erfolgreich bist, brauchst du das Zeugs sowieso nicht mehr.«

Dann sprang er von seinem Stuhl auf und verabschiedete mich lachend, indem er demonstrativ zur Tür zeigte.

»Und pass auf, dass dir nicht dasselbe wie Deputy Brennan passiert.«

»Äh?«

»Dem hat Cooper versehentlich einen Stein an den Kopf geworfen. Du siehst: Die Methode Cooper ist nicht ganz ohne Risiko.«

Auf dem Weg zur Apotheke war mir noch nicht klar, was ich von dieser Sitzung halten sollte. War jetzt das eingetreten, was ich schon bei meinem letzten Besuch befürchtet hatte? Hatte Gautzsch sich so in seine Twin-Peaks-Manie hineingesteigert, dass er wirklich verrückt geworden war? Ich konnte es nicht beurteilen. Ich war ja selber nicht ganz klar im Kopf. Nachdem ich die Pillen gekauft und eine ganze Opi sowie ein Milligramm Alpra eingeworfen hatte, überlegte ich noch einmal. Was hatte ich bisher nicht schon alles versucht, um hinter das Geheimnis des Mädchens zu kommen? Bärenatzenhypnose! Ja, ich hatte mir sogar etwas davon versprochen, tote Dadaisten zu befragen. Warum sollte ich da nicht auch der Methode Cooper eine Chance geben? Man konnte ja gegen Gautzsch sagen, was man wollte, aber immerhin war er ein ap-probierter Psychiater.

Allerdings hatte ich nicht die geringste Ahnung, wie ich die Methode anwenden sollte. Zwanzig Minuten später war jedoch auch dieses Problem gelöst. Die Idee kam mir, als ich am U-Bahnhof Mehringdamm den großen Übersichtsplan der BVG anstarrte. Mit den Augen folgte ich

den verschiedenen Linien und fuhr sie im Kopf ab. Genau, das war's!

Zu Hause angekommen, schaffte ich erst einmal Ordnung in der Wohnung. Ich schüttete die Wodkaflaschen in den Abfluss, spülte das verkrustete Geschirr, leerte die Aschenbecher und saugte einmal durch. Dann nahm ich den jüngsten Berlin-Plan zur Hand, klappte die BVG-Karte heraus und machte mich mit plötzlich neugewonnener Energie an die Ausarbeitung meines persönlichen Methode-Cooper-Experiments. Meine Absicht war, die Reise der Huelsenbecks vom August 1978 noch einmal mental nachzuvollziehen, und zwar, auch wenn das absurd klang, beim Abfahren bestimmter Strecken der Berliner U- und S-Bahn. Dazu galt es einige Vorbereitungen zu treffen: Zunächst übertrug ich die bisher recherchierten Stationen unserer Reise durch Nordamerika auf die einzelnen Stationen der U-Bahn-Linie 7, die mir schon am Bahnhof Mehringdamm am geeignetsten erschienen war. Aus Rudow, der Endstation im Osten, wurde Rockland, aus Altstadt Spandau, der vorletzten Station im Westen, Carpinteria in Kalifornien. Die Station Lipschitzallee taufte ich in New York um – da standen immerhin Hochhäuser –, und aus dem Bahnhof Yorckstraße wurde Empire in Colorado, eine Kleinstadt unweit des Berthoud-Passes in den Rocky Mountains, den wir überquert hatten.

Genauso verfuhr ich mit allen anderen Stationen der Linie.

Als ich mir nach ein paar Stunden das Ergebnis ansah, fand ich, dass wirklich alles sehr schön passte. Auch die U7 war gut gewählt. Die Strecke von Rockland nach Carpinteria, die wir 1978 gefahren waren, war ja die längste mögliche Ost-West-Strecke durch die USA – und die U7 war mit über dreißig Kilometern die längste U-Bahn-Linie Berlins, die zudem noch von Osten nach Westen verlief. Im nächsten Schritt musste ich ein Äquivalent für den Abstecher finden, den wir nach Mexiko ge-

macht hatten. Das war schon schwieriger. Nach längerem Überlegen entschied ich mich für die U3 nach Krumme Lanke, zumindest was den Hinweg betraf. Die Endstation benannte ich nach dem südlichsten Punkt unserer Reise, Mazatlán. Den Namen des nahe gelegenen Sees, nach dem die Haltestelle benannt worden war, strich ich auf der Karte durch und schrieb »Pazifik« darüber. Ebenso kühn löschte ich den ein paar hundert Meter entfernten Schlachtensee aus; er wurde zum Atlantik. Den gleichnamigen Bahnhof der S1 taufte ich in La Pesca um, das Fischerdorf am Golf von Mexiko, in dem Viktor unser Auto sabotiert hatte. So musste aus dem kurzen Weg zwischen beiden Seen das mexikanische Hochland werden. Das würde ich leider nur zu Fuß durchqueren können. Hier hinkten die Parallelen ziemlich, genauso wie die Tatsache, dass die S1 als Rückweg in die USA wieder nach Empire führte und nicht nach Texas oder Boston, so wie auf der echten Reise. Diese Bedenken warf ich aber über Bord, als ich entdeckte, dass die auf Mazatlán folgende Station der S1 Mexikoplatz hieß. Das konnte nur bedeuten, dass ich richtig entschieden hatte.

Ich brauchte den ganzen Nachmittag und die halbe Nacht für diese Umbenennungsarbeit. Zwei Tage nahmen weitere Vorbereitungen in Anspruch. Ich studierte die Fotos aus London noch einmal ganz genau und stellte fest, dass sich am Stil meiner Kleidung in den vergangenen fünf- und dreißig Jahren im Grunde nicht viel geändert hatte. Ein zerknittertes weißes Hemd, wie ich es auf den Fotos trug, fand sich sogar noch unter meinen Klamotten auf dem Dachboden. Es stank zwar etwas, war aber durchaus tragbar.

Das Einzige, was mir jetzt noch fehlte, waren Jeans mit Schlag und ein Paar heruntergelatschte, beige Wildlederboots. Beides fand ich bei Oxfam am Alexanderplatz. Hier kaufte ich mir auch einen dünnen, olivgrünen Parka. Der war zwar auf den Fotos nicht zu sehen, aber daran konnte

ich mich dann doch noch erinnern: Ich war in den späten Siebzigern praktisch mit nichts anderem herumgelaufen, wenn mir der Seehundpelz zu heiß wurde. Die Idee, mir eine Langhaarperücke zuzulegen, verwarf ich. Die bei Oxfam vorrätigen Exemplare sahen furchtbar aus. Außerdem schreckte mich die Vorstellung ab, auf meiner Exkursion unter einem solchen Mopp schwitzen zu müssen. Die größte Überwindung kostete es mich aber, das Rasieren einzustellen, um meinen fusseligen Vollbart zu rekonstruieren. Selbst in den Wochen der Verwahrlosung hatte ich mich rasiert, um mir einen Rest an Menschenwürde zu bewahren. O Mann, und jetzt würde ich bald wie diese ganzen jungen Vollkoffer aussehen, die überall in Berlin herumrannten. Doch wenn dieses Opfer notwendig war, um hinter das Geheimnis unserer Reise zu kommen, musste ich es eben bringen.

Besondere Sorgfalt verwendete ich auch auf die Präparierung meines alten iPods, den ich zum Musikhören benutzte, seit ich das Handy verloren hatte. Stundenlang lud ich Musik aus dem Netz herunter, die im Sommer 1978 herausgekommen war oder damals in den US- und UK-Charts stand. Die mentale Übertragung würde mir sicherlich leichter fallen, wenn ich dabei auch Musik aus der Zeit hören würde. Ich staunte über die Bandbreite der Stilrichtungen, die damals in den Hitparaden vertreten waren: Von Disco über klassischen Rock, Glitter, Bubblegum und Funk bis hin zum gerade aufkommenden Punk war alles vorhanden. Elvis Presley stand neben Sham 69, Bob Dylan neben Suzi Quatro, X-Ray Spex neben Barry Manilow. Ich glaube, nie wieder in der gesamten Pop-Musikgeschichte hatte so viel Disparates in den Charts koexistiert wie in diesem Monat. Und dann gab es noch ein paar Titel, die für mich so aus der Menge der Titel herausstachen, als wären sie mit Flammenschrift geschrieben: »Who are you« von den Who, der auf Platz 20 der britischen Charts stand, dann auf Platz 26 »From East

to West« von einer Band namens Voyage. Gleichzeitig schaffte es »Miss you« von den Rolling Stones in derselben Woche, in der wir in den USA gelandet waren, erstmals auf Platz 1 der Billboard-Charts.

»Das kann unmöglich ein Zufall sein«, flüsterte mir meine Lisa zu, als ich am Abend über den Hof ging. »Diese Songs, Daniel, haben mit dir zu tun. Mit dir, den Huelsenbecks und dem unbekannten Mädchen.«

Unterwegs mit einer ausgedachten Frau

Neulich war ich in unserer ausgedachten Stadt mit einer ausgedachten Frau auf ausgedachten Fahrrädern unterwegs, die ganzen ausgedachten Sachen in unserer Stadt besichtigen. In unserer ausgedachten Stadt gibt es sehr viel ausgedachtes Essen. Und meine ausgedachte Begleitung wurde bald sehr hungrig.

Sie stoppte an jeder Straßenecke und stopfte sich so viel in sich rein, wie's ging. Knödelsuppe, Pfannkuchen, Torte, Braten. Die ausgedachte Frau, von Anfang an nicht die schlankste, wurde immer dicker. Nach zwei Stunden brach das Fahrrad unter ihr zusammen, nach drei Stunden passte sie in keinen Bus mehr, nach vier Stunden gab es einen Unfall. Die Frau stieß mit einem Käfer (ausgedachtes Auto) zusammen, der Käfer war danach kaputt. Nach sechs Stunden war die Frau größer als zwei Ochsen und ich bekam es mit der Angst. Das war der Moment, in dem ich aus meinem Traum erwachte ...

Ich saß in einem Biergarten auf einer Bank und alles schien in bester Ordnung. Ich wollte mir auf den Traum ein Bier bestellen und ließ den Blick auf der Suche nach dem Ober schweifen. Da entdeckte ich links von mir, auf derselben Bank die ausgedachte Frau. »Aha«, dachte ich, »das hier ist so ein Traum, in dem man träumt aufzuwachen, aber in Wirklichkeit geht der Traum weiter.«

Die ausgedachte Frau war jetzt noch viel, viel größer als vorhin. Ein riesiger Fleischberg. Was aber noch schlimmer war: Sie hatte ihre Oberbekleidung ausgezogen und spielte mit ihren nackten, eisberggroßen Brüsten. »In Wirklichkeit«, sagte die ausgedachte Frau, »sind meine ungeheuren Brüste ein Radio. Siehst Du, wenn ich an der linken Brustwarze drehe, verstelle ich den Sender. Drehe ich aber an der rechten, wird es lauter. Außerdem ist die rechte Warze eine Zeitmaschine.« Sie hatte Recht. Aus dem Fleischradio tönte eine »Diskothek im WDR«-Sendung von

1972. Mal Sondock sagte gerade »He's gonna step on you again« an, den tollen Smash-Hit von John Kongos.

»Und was passiert, wenn ich Deine Nasenspitze drücke«, fragte ich. »Das ist dann Kurzwelle«, war die spitze Antwort. »Ehrlich? Kurzwelle hört doch heute keiner mehr.«

– »Nur die Elite«, sagte die Frau. Das wollte ich genauer wissen. Ich kletterte an dem Fleischberg hoch und drückte den weißen, spitzen Nasenknorpel. Sofort setzte Frequenzquietschen ein und es wurde stockdunkel.

Erst suchte ich die Elite, dann den Lichtschalter. Als ich nach fünf Minuten beide nicht gefunden hatte, dachte ich: »Aha, das hier ist einer von diesen mehrschichtigen Albträumen, wo man den Schalter nicht findet. Gleich wird das Monster kommen und mich jagen. Das wird anstrengend.« Also beschloss ich, endlich wirklich aufzuwachen. Als das nicht ging, schloss ich, dass ich vielleicht gar nicht schlief. Aber wenigstens war die fleischberggroße Frau verschwunden, auch wenn die ja nur ausgedacht war. Zwei Wochen hockte ich so im Dunkeln, bis ich die Lösung hatte. Die Frau war nicht verschwunden, ich saß in ihr drin. Das heißt, der Fleischberg war meine Mutter, ich hockte in ihrem Uterus, und war noch gar nicht geboren. Nach vier Wochen hatte ich dafür auch die Erklärung: Im selben Moment, in dem ich auf die Nasenspitze gedrückt hatte, musste die ausgedachte Frau an der rechten Brustwarze herumgefummelt und mich dabei aus Versehen in der Zeit zurückkatapultiert haben, direkt in sie rein. Eine schöne Scheiße.

Ich ärgerte mich nicht nur, dass ich jetzt noch mal den ganzen Lebensmist (Kindergarten, Schulhofprügel, Kommunismus) wiederholen musste. Wirklich fertig machte mich, dass ich, weil ich noch nicht geboren war, weder eine Bankverbindung noch Steuernummer hatte. Das heißt: Ich weiß nicht, wie und ob ich das Honorar für diese kleine Geschichte hier jemals kriege. Das Geld aber brauche ich dringend. Ich werde schließlich den Psychia-

ter bezahlen müssen, der meine Träume analysiert, wenn ich einmal erwachsen bin.

Zuckmayers Last Stand

Als die Sonne unterging, drehte Zuckmayer immer noch seine Runden durch die Ställe. Dabei krächzte er mit brüchiger Stimme sein Lieblingslied: »Zicke, zacke, Hühnerkacke – hoi, hoi, hoi.« Na, wie gefällt euch das, meine Lieben?»

Der Hühnertycoon sah sich seine Hühner wohlgefällig an. »Ha, ha, wunderbar, wie dreckig es euch geht. Und soll ich euch was sagen? Morgen werdet ihr in einer noch schlechteren Verfassung sein. Und übermorgen, ha, ha, ha, werden viele von euch gar nicht mehr erleben.« Dann stapfte er zufrieden in seine architektonisch verunglückte Villa zurück. Hier setzte er sich gemütlich in sein müffeldes Wohnzimmer und schob zum Feierabend eine DVD in den Recorder: »Vom Fleisch zum Abfall: das Hähnchenschnitzel im Wandel der Geschichte«.

Zwischendurch stopfte er immer wieder seine Pfeife nach, die besonders gut stank, weil der Tabak den Ammoniakgeruch der Ställe angenommen hatte. »Was für ein Aroma«, murmelte Zuckmayer in seinen nicht vorhandenen Bart, »man schmeckt geradezu die Angst der Hühner. Zicke, zacke ...« Genau in diesem Moment größter Zufriedenheit ging der Fernseher aus, und es wurde dunkel. »Potzblitz«, grummelte Zuckmayer und leuchtete sich mit der Glut seiner Stinkepfeife den Weg zum Fenster. Er hatte keine Ahnung, weshalb der Strom auf dem ganzen Hühnerquälereigelande ausgefallen war. Auch draußen war es zappenduster. Nur in der Ferne, außerhalb seines Hofes, sah er jetzt ein kleines Feuer glimmen.

An diesem Feuer, aber das konnte Zuckmayer nicht sehen, stand der kleine Herr Tod und leitete durch eine Stoffröhre heiße Luft in das Mondbettlaken. Auf Bengels Konto ging die Dunkelheit. Mit einer Heckenschere hatte er eine Leitung am Trafohäuschen vor dem Anwesen durchgeknipst. Gut, das war nicht die feine englische Art,

aber bei Goetz Zuckmayer handelte es sich ja nun auch nicht gerade um einen tadellosen Gentleman.

Durch den Stromausfall war das schwer gesicherte elektrische Tor der Hühnerfarm aufgegangen, und durch dieses Tor marschierten jetzt die drei Bengels ganz entspannt aufs Gelände, ganz so, wie es Bengel versprochen hatte. Im selben Augenblick ging auch der Vollmond auf in seiner ganzen Pracht. So konnte der kleine Herr Tod endlich erkennen, was er da auf Bengels Angaben hin zusammengeknäht hatte. Es war ein großer, jetzt mit heißer Luft gefüllter Ballon, der hoch in der Luft stand. Bengel führte ihn an einer zehn Meter langen Schnur spazieren.

»Heiliger Bimbam«, entfuhr es dem kleinen Knochenmann. »Das ist ja ein riesiges Huhn! Mit großen Augen, einem gelben Schnabel, einem roten Kamm und dem roten Zeugs, was Hühnern immer an den Backen herunterhängt.«

»Gut erkannt«, rief Bengel. »Um genau zu sein: Das ist Superhuhn. Der Rächer aller gequälten und abgemurkschten Küken, gefolterten Brathähnchen und malträtierten Suppenhühner.«

»Du bist voll das Genie. Für diese Idee hättest du den goldenen Sargnagel verdient. Mindestens.«

»Eigentlich ist es ja deine«, sagte Bengel. »Das mit dem Ballon ist mir eingefallen, als du mir von deinem eingebildeten Riesenhuhn in Rio erzählt hast, vor dem du Megaschiss bekommen hast.«

Das letzte Hindernis auf dem Weg zu den Hühnerställen waren die Bluthunde, die sich sofort auf unsere drei Helmen stürzten, als sie durch das offene Tor traten. Doch auch dafür hatte Bengel vorgesorgt. Er holte etwas Längliches aus seinem Rucksack und warf es den Pitbulls hin. Ohne viel Federlesen schlangen sie es hinunter und schliefen fünf Sekunden später ein. Ein Pitbull wollte noch auf sie losgehen, wurde aber mitten im Sprung vom Schlaf übermannt und fiel wie ein nasser Sack zu Boden.

»Das klappt ja primstens.« Bengel freute sich. »Die Wurst hat Zottel gestern noch beim Schlachter geklaut. Und ich habe ein bisschen was von meinen Morphium-Vorräten aus der Klinik draufgeträufelt.«

In der Zwischenzeit war auch Zuckmayer aus seiner Stinkevilla wieder zu den Ställen hinübergelaufen, um nachzusehen, was dort abging. Als er jetzt nach oben guckte, traf ihn fast der Schlag. Über ihm schwebte ein Riesenhuhn. Und es sang auch noch mit einer Stimme, die direkt aus der Hölle zu kommen schien. Erst konnte er den Text nicht verstehen, doch bei der dritten Wiederholung kapierte er, dass das Monsterhuhn da oben ihn meinte.

Goetz, wös höst dö bloß götön?

Wo sönd mönö Kökön?

Goetz, dönö löztö Stöndö bröcht jötzt ön:

Öch wöll auf dür brötön!

Die Stimme gehörte Bengel, der das Lied a cappella sang, weil keine Zeit gewesen war, es mit den beiden anderen zu üben. Und sie hörte sich so besonders höllisch an, weil Bengel als Megaphon eine verrostete alte Milchkanne benutzte, die er im Kuhstall gefunden hatte. Zuckmayer aber kriegte das natürlich nicht auf die Reihe, sondern stattdessen einen Wahnsinnschiss. Er fiel auf die Knie und fing an zu beten:

»Verschon mich bitte, du großer, allmächtiger Hühnergott. Es war doch alles gar nicht so gemeint. Ich bin nur ein Rädchen im Getriebe. Eigentlich liebe ich meine Hühner.«

Bengel konnte fast nicht weitersingen vor Lachen.

»Wösst dö, wös Ördönö zöm Jörgön

dör Ögöntlöchköt gösögt höt?«

Zuckmayer verstand kein Wort und jammerte einfach weiter.

»Oh, großer Hühnergott, was kann ich denn bloß tun, um deinen Zorn zu besänftigen?«
 »Löss dö Höhnö fröh!«, grölte Bengel. »Önd stöll dönen Bötröb auf Sjö-Önbö öm!«
 »Auf was?«
 »Soja-Anbau«, wiederholte Bengel deutlicher.
 »Ach, Soja. Das hatte ich alles sowieso vor. Ich schwöre. Hier der Beweis, dass ich's ernst meine.« Zuckmayer sprang auf, rannte zum Haupttor der Hühnerställe und riss es auf.
 »Sieh nur, großer, allmächtiger Hühnergott. Hier sind deine Hühner. Alle noch da. Guck doch nur. Keinem ist was passiert.«
 Und mit diesen Worten versuchte er, die Hühner ins Freie zu scheuchen.
 »Lauft, meine geliebten Hühnchen, lauft.«
 Doch das klappte nicht so recht, was an der Verfassung der Hühner lag.
 »Das ist ja voll die Horrorshow«, rief Bengel geschockt, »The Walking Dead ist eine Kinderserie dagegen.«
 Tatsächlich sahen die Hühner aus wie Zombies. Viele hatten keine Federn mehr, manchen fehlte ein Auge, und richtig laufen konnte eigentlich keines. Alle humpelten in Zeitlupe dem Ausgang zu, stolpten, krochen oder torkelten.
 »Menno, das werden ja immer mehr. Das müssen ja Millionen sein«, staunte Bengel.
 »Millionen nicht gerade, aber ein paar hunderttausend sind es schon«, berichtete der kleine Herr Tod.
 »Jetzt schnalle ich erst wirklich, warum du es in deinem Job nicht mehr ausgehalten hast. Voll der Megastress, das alles hier.«
 Den hatte allerdings im Moment nur Zuckmayer. Weil die Hühner kaum von der Stelle kamen, lief er in den Stall hinein, fuchtelte wild mit den Armen und schrie wie ein Berserker: »Zicke, zacke, zicke, zacke – lauft, lauft, lauft.«

Dabei merkte er gar nicht, dass die Zombiehühner jetzt überhaupt nicht mehr Richtung Ausgang strebten, sondern langsam einen Kreis um ihn schlossen. Immer enger wurde der, und Zehntausende von Hühneraugen starrten ihn hasserfüllt an.

»Mag sein, dass ich mich täusche«, bemerkte der kleine Herr Tod, »aber irgendwie habe ich den Eindruck, dass die Hühner nicht besonders gut auf Zuckmayer zu sprechen sind.«

»Mich deucht, du könntest recht haben. Aber sag mal: Wo steckt eigentlich Zottel?«

Die beiden Freunde sahen sich nach allen Seiten um, doch nirgends war eine Spur des klitzekleinen Chihuahua zu entdecken.

»Ich habe ihn zum letzten Mal gesehen, als uns die Pitbulls angriffen«, meinte der kleine Herr Tod.

»Mist, das ist schon eine Weile her. Aber spitz mal deine Ohren. Hörst du das auch?«

Tatsächlich war durch das ganze Zicke-Zacke-Gebrülle und Gegackere ein feines Bellen zu vernehmen. Es klang weit weg und irgendwie verzweifelt.

»Ich glaube, ein Gründungsmitglied unserer Band braucht dringend unsere Hilfe«, sagte der kleine Herr Tod.

»Dann zischen wir mal ab. Zuckmayer ist sowieso erledigt.« Bengel ließ die Schnur des Ballons los, und das Riesenhuhn entschwebte in den Nachthimmel. Zuckmayer starrte ihm durch die Stalltüre voller Panik nach.

»Großer Hühnergott, oh nein. Lass mich bitte nicht allein mit deinen Hühnern.«

Doch auf sein Flehen gab es jetzt keine Antwort mehr. Bengel und der kleine Herr Tod hatten die Beine so kräftig in die Hand genommen, dass sie bereits etliche Steinwürfe von Zuckmayers Hof entfernt waren. Das Letzte, was die beiden hörten, war ein ziemlich fieser Schrei. Er klang fast so wie das Gegrowle in »Feeding the Undead« von Bloodbath und ging ihnen durch Mark und Bein.

»Ich vermute«, sagte der kleine Herr Tod, »Zuckmayer hat gerade Besuch vom alten Herrn Hades bekommen.«
»Und ich vermute, er hatte nicht viel Freude mit seinem Gast«, erwiderte Bengel.

Der Zeh auf Reisen

Die ersten Schock-Zehen auf meiner Expedition ins ferne Myanmar sah ich an Bord eines Schnellboots, das mich auf dem schönsten Fluss der Welt, dem Irrawaddy, vom sagenhaften Mandalay in die Tempelstadt Bagan brachte. Die Zehen gehörten einem jungen, dicken Deutschen, und steckten in einem Paar klobiger Nike-Sandalen. Der Deutsche obendrüber trank bereits mittags »Tiger«-Bier und las in der »Finanzwelt« – nur diesen Teil der Tageszeitung hatte er sich aus Deutschland mitgebracht –, während draußen auf dem Fluss, der eigentlich ein Meer ist, ein Sampan vorbeizog, lautlos bewegt von einem feuerroten Segel. Es waren kleine dicke Stumpenzehen.

Dann ging es los. Bald schien es mir, als hätten sich ausgerechnet auf diesem Boot die Träger der bizarrsten Zehen der Welt versammelt. Ob Backpacker oder pauschaler Gruppenreisender, ob junger Spund oder Rentner, ob Franzose, Österreicherin oder Kroat, fast alle waren mit Fußfingern ausgestattet, die mich staunen oder schaudern ließen, je nach dem.

Ein walrossbärtiger Kanadier trampelte vorbei – ich lag an Deck auf den nackten Planken –, er trug weiße, weiche Würstchen vorne an den Füßen. Eine schöne Schweizerin räkelte sich am Bug, die Zehen von sich gestreckt. Sie waren im Bereich des Nagelbetts so platt, als hätte jemand mit dem Hammer draufgeschlagen. Überhaupt stellte ich bald fest, dass besonders schöne Menschen oft hässliche Zehen besitzen bzw. vice versa. Ein segelohriger Franzose zum Beispiel führte beinahe eitel zehn kunstvoll gedrechselte Säulchen übers Deck.

Aber was war hier los? Ist Myanmar das bevorzugte Reiseziel von originellen Zehenbesitzern? Oder fielen mir die Zehen nur auf, weil die Hälfte der Touristen an Bord entsetzlich modische Sandalen trug? Sandalen, die Namen wie »Teva Terra Fi Men« oder »Nike Straprunner V« hat-

ten, die aber aussahen wie Panzer an den Füßen und die Zehen extrem betonten.

Sogar die Pauschal-Rentner trugen diese Latschen – bzw. gerade sie. Sie gaben den Blick frei auf Zeh-Deformationen. Bei den alten Frauen sprangen mir Hammerzehen ins Gesicht, die an Klauen von hundertjährigen Habichten erinnerten. Dazu wurde Überbein getragen, Schneiderballen, überschüssige Hornhaut oder Hühneraugen, das ganze Spektrum aus der orthopädischen Klinik. Auch die Fortschritte auf diesem Gebiet konnte ich bestaunen: operierte, d.h. begradigte Hammerzehen, erkennbar an der kleinen Narbe über dem Mittelzehknochen.

Ich weiß bis heute nicht, was schlimmer war: die Zehen oder die Fußnägel. Man hielt mir eingewachsene, rissige und strohgelbe unter die Nase. Eine Französin mit herbem Gesicht hatte sich ihre gabelspitzenlangen, ausgefransten Nägel rotlackiert. Es war, als ob sie sagen wollte: »Seht alle her. Ich kann *mon grand oncle* im Notfall auch als Stichsäge benutzen.«

Die Fahrt auf dem alten Zehenverkäufer neigte sich dem Ende zu, da steigerten sich die Schocks noch einmal. Ich betrachte einen Schlepper mit einem Teakholz bepackten Kahn im Schlepptau. Vorne am Bug hockten ein paar Burmesen mit rot-weißen Stangen in der Hand, um die Tiefe des mit Sandbänken durchzogenen Flusses auszuloten. Auch ohne Glas konnte ich erkennen, dass sie perfekte Füße hatten. Plötzlich fiel ein langer Schatten auf mein Gesicht. Ein deutscher Studienrat, so um die Achtzig, stand direkt vor mir, in nichts weiter als »Tatami Rio Grande Black Neopren«-Tretern (mit Birkenstockfußbett) an den Quanten. Und: Am linken Fuß waren lediglich zwei Zehenklumpen zu erspähen; die Ostfront, offenbar. Zehamputationen scheinen sowieso verbreiteter, als ich dachte. Gerade Frauen in den Fünfigern fehlt schon mal ein Glied. Warum? Man weiß so wenig von der Welt. Man will auch gar nicht alles wissen, und vom Zehkrebs

schon gar nichts. Ich bin mir nicht sicher, ob es einer war, mit dem eine italienische Matrone in Sandaletten sich abschleppte – blau lackierte Nägel übrigens mit pinken Punkten obendrauf – oder bloß eine harmlose Entzündung? Ich jedenfalls schaute ganz schnell weg.

Ich starrte dann den Rest der Fahrt nur ans Ufer, wo an der rotgelben Bruchkante des Riesenstroms schöne Menschen badeten, Wäsche wuschen oder mit mittelalterlichen Ochsenkarren herumfuhrwerkten. Wirklich aber sah ich das alles nicht. Ich sah es Brennen, denn im Geiste zündete ich eine Teva-, Nike- und Birkenstock-Fabrik nach der anderen an. Erst als die Sonne unterging, kam ich allmählich wieder zu mir. Wir hatten Bagan erreicht, wie bald 800 Jahre vor uns bereits Marco Polo. Man konnte es an einer goldenen Pagodenspitze erkennen, die zwischen Bäumen zu uns herüberschimmerte. Alle sahen sie. Nur ich nicht. Ich sah nur einen hässlichen, vergoldeten, riesengroßen Zeh.

Das Leben von heute ist der Abenteuerroman von
gestern

Mit Martin Scorsese auf Pille zur Jahrtausendparty

Für Harald Lippert und Michael Roszak

Es war die größte Party aller Zeiten. Okay, das vielleicht gerade nicht. Es war aber definitiv die größte Party, die in Bielefeld seit Gründung der Stadt stattgefunden hat. Sie wurde weltweit wahrgenommen, in Paris genauso wie an der ligurischen Küste, in Washington und in Hollywood. Und das ist kein leeres Gerede. Das lässt sich beweisen, mit Papieren, die nahezu vierzig Jahre in geheimen Archiven schlummerten, und die hier erstmals abgedruckt werden. Danach muss mindestens die Geschichte Bielefelds umgeschrieben werden.

Brückenstraße 28

Beginnen wir mit ein paar Fakten, die wir erzählen müssen, weil die Welt, von der wir berichten, schon seit Langem versunken ist. Kaum einer, der jünger als fünfundfünfzig ist, kann sich heute noch eine Vorstellung von ihr machen. Fangen wir mit dem Haus Brückenstraße 28 im Bielefelder Osten an, wo die Party am 8. November 1980 eine ganze lange Nacht durch tobte. Hier befand sich die erste Redaktion des legendären Magazins, das Du gerade in der Hand hältst, und das Bielefeld auf die literarische Landkarte dieses Planeten katapultieren sollte. Dreizehn Leute übernahmen es im späten Frühjahr 1979 zur Miete, rund zwanzig Zimmer verteilt auf drei Stockwerke, für die Spottmonatsmiete von 1.300 Deutschen Mark. Das war schon damals billig. Dafür hatte das Haus ein paar Nachteile: Es regnete durchs Dach, sodass man bei Starkregen die Wannen, die auf dem Dachboden standen, schleunigst leeren musste, sonst wurden die oberen Stockwerke naß.

Viele Zimmer verfügten noch nicht einmal über eine Ofenheizung, und für die dreizehn offiziellen und diversen inoffiziellen Bewohner des Hauses standen gerade mal je eine Toilette in zwei kleinen Badezimmern im Erdgeschoss zur Verfügung. Hier standen auch Badeöfen, die mit Holz oder Brikett befeuert werden mussten, wenn man warmes Badewannenwasser brauchte. Doch hatte dieses Haus auch Vorteile. Der größte waren wohl seine Bewohner, die jung, schlauer als der Rest und gegen das waren, was man früher die Gesellschaft nannte. Zwei von ihnen waren DRECK-Redakteure: Hans Zippert und ich. Einige im Haus waren mit dem damals schon legendären Magazin irgendwie liiert, der Rest der Redaktion kam oft vorbei, um an den nahezu täglich statt findenden Trinkgelagen teilzunehmen.

Es war ein gutes Haus für das DRECK-Magazin: Hier wurden der Digitalismus erfunden, heute eine Weltreligion, und die DRECK-Ausgaben zwei, drei und vier ersonnen. Auch die anderen Bewohner der Brückenstraße waren kreativ: Matz und Charles zogen hinter dem Haus illegale Pflanzen hoch, Tom Pöschel schlug Löcher in die Außenwände, um Fenster einzubauen, und in ihrem Zimmer rechts neben der Tür betrieb die alte Frieda L. eine kleine Kakerlakenfarm, deren Belegschaft sie Sonntagmorgens um fünf Karel-Gott-Songs vorzuspielen pflegte. Hin und wieder organisierten wir aus dem Haus heraus auch kleine Strafaktionen und Raubzüge in die Nachbarschaft, die an anderer Stelle einmal beschrieben werden müssen. Kaum aber hatten wir uns an das außergewöhnlich gute Leben in der Brückenstraße gewöhnt, sollte auch schon wieder Schluss mit ihm sein. Die Besitzerin des Hauses, Margit K., eine Studentin der Theaterwissenschaft, war mit seinem Unterhalt überfordert; sie musste es verkaufen, bevor es in seine Einzelteile zerfiel. Wir sollten also raus, spätestens Anfang 1981, wussten aber nicht wohin, denn auch in den Achtziger Jahre des

20. Jahrhunderts herrschte in Westdeutschland bereits Wohnungsnot.

Wir überlegten, wie wir an eine neue Unterkunft für uns alle kommen konnten. Sollten wir demonstrieren? Betteln? Randalieren? Nein, wir waren die stolzen Bewohner der Brückenstraße 28. Für uns kamen solche old-school-Reaktionen nicht in Frage. Also fassten wir den Entschluss, dass uns eine Party retten sollte. Ein Fest, so pompös, prächtig und gewaltig, dass es in die Geschichte eingehen würde. Danach, davon waren wir überzeugt, würden wir von Wohnungsangeboten aus aller Welt überschüttet werden, und könnten zwischen Villen in Malibu und Schlössern an der Loire frei wählen. Um Ideen für die Party zu entwickeln, gründeten wir ein Aktionskomitee, das wir »Söhne der Finsternis« nannten. Das allerdings bestand im Wesentlichen nur aus Hans Zippert und mir. Die Söhne entschieden als Erstes, dass auf der Party die zur Zeit beste Band der Welt spielen und der beste Künstler ausstellen sollte. In unseren Augen waren das XTC und Andy Warhol. Außerdem war selbstverständlich, dass Champagner und edle Weine fließen würden sowie Kaviar, schwarze Wintertrüffel, Affenhirn, Psilocibinsalat und Speisen ähnlichen Kalibers aufgetischt.

Um den Plan zu realisieren, sammelten wir Geld im Haus ein. So kamen eintausendfünfhundert Mark zusammen. Damit fuhren Emma Jaene und Hans Zippert nach Bad Oeynhausen ins Spielkasino, wo sie alles alles auf Zero setzen wollten. Für 51.500 Mark hätten wir problemlos Warhol und XTC einkaufen können. Doch blöderweise vergaß Emma ihren Ausweis, sodass man ihr den Eintritt ins Kasino verwehrte. Zippert traute sich alleine nicht, das gute Geld der Gemeinschaft aufs Spiel zu setzen, und so kehrten beide unverrichteter Dinge heim. Das war aber letztlich keine Katastrophe, denn wir hatten einen zweiten Plan in petto. Zufällig hatte ich bei meinen Streifzügen durch die Bielefelder Universitätsbibliothek diverse

Who's Who-Ausgaben gefunden, in denen die Adressen aller möglichen Prominenten (oder die ihrer Agenten) standen. »Laden wir doch einfach ein«, schlug ich vor, »also die besten und bizarrsten dieser Leute. Das kostet uns nur das Porto. Und wenn dann Andy Warhol als Gast kommt, ist das genauso gut als ob er ausstellt.«

Und so geschah's. Hans Zippert, der sowohl das Elegante, als auch das Schmierige und das Triumphalistische perfekt beherrscht, formulierte ein Einladungsschreiben, dem kein Prominenter dieser Welt würde widerstehen können. Das Schreiben wurde anschließend ganz ausgezeichnet ins Englische und Französische übersetzt. Den eigentlichen Zweck des Festes verschwieg der DRECK-Chefredakteur. Stattdessen führte er Ziele an, die jeder Promi, ob nun Kommunist oder faschistischer Diktator, unterschreiben konnte. Hier ein Auszug aus der englischen Version, die als einzige erhalten geblieben ist: »We also want you to know that our fete is dedicated to peace, prosperity and the international madness. We firmly believe that, together, we shall be able to take part in the solution of the last urgent problems of mankind like there are: the improvement of middle-europe, life after death and the general scarcity of money.« Unterzeichnet war das Schreiben mit »Söhne der Finsternis / Hauptquartier / Brückenstraße 28 / 4800 Bielefeld / West Germany.«

Insgesamt luden wir 117 Prominente und Bands ein, denn 117 ist der Zahlenwert des hebräischen Worts für Dunkelheit. Die Liste enthielt die Namen vieler Künstler, die wir verehrten, wie Woody Allen, William Burroughs, Robert Fripp, Stanley Kubrick, Jack Nicholson und Brian Wilson. Wir wählten aber auch Leute einfach nur deshalb aus, weil ihre Namen so gut klangen oder weil wir halt ihre Adressen hatten, wie Abdolhassan Bani-Sadr, Robert Lembke, Paul Bocuse oder Rudolf Augstein. Damit die Promis sahen, dass sie in bester Gesellschaft waren, legten wir der Einladung eine Liste mit allen anderen Gästen bei.

Wenn der Dalai Lama sieht, dass auch Gina Lollobrigida eingeladen ist, dann, so dachten wir, wird er einfach kommen müssen, um auch dabei zu sein. Und umgekehrt.

Das Partydatum wurde nach Befragung des Hausdruiden Zbigniew Weiduschat auf den 8. November 1980 festgelegt, der Tag, an dem Hernan Cortes 1519 in die aztekische Stadt Tenochtitlan einzog, und Montezuma dem Conquistador zu Ehren ein großes Fest gab. Knapp drei Wochen vor dem Termin schickten wir die Einladungsbriefe ab. Dann machten wir uns an die Partyvorbereitungen. Weil wir Marlene Dietrich oder den Aga Khan schwerlich in einer verrotteten Bruchbude empfangen konnten, in der sich schon im Erdgeschoss kleine Seen aus Motoröl gebildet hatten, begannen wir aufzuräumen und zu putzen. Anschließend strichen wir das gesamte Treppenhaus samt allen Wohnungstüren schwarz und weiß. Selbst die Treppenstufen bekamen diesen Anstrich, immer abwechselnd, eine schneeweiß, die nächste tiefschwarz. Zum Schluß schrieb einer in Schönschrift an die Wand: »Das Leben von heute ist der Groschenroman von morgen«, denn das sollte das bedeutungsschwangere Motto der Party sein.

Auch ein neues, etwas bescheideneres Programm wurde entworfen: Statt Andy Warhol sollte nun der junge aufstrebende Bielefelder Maler Jochen Liebold obszöne Bilder auf der Party ausstellen, und statt XTC verpflichteten wir so eine Art Bielefelder Residents, die sich »Glitterpenguins« nannten. Die Masken, die ihre Mitglieder trugen, waren nahezu perfekte Kopien ihrer eigenen Gesichter, weshalb es meist nur ihren Freundinnen auffiel, wenn sie sie aufhatten; obendrein taten sie so, als ob sie Intellektuelle wären, weshalb sie großen Wert auf die völlige Unverständlichkeit ihrer Auftritte und Texte legten. Auch die Hausbewohner und ihre Freunde wurden in das Programm eingebunden. Die aparte Emma Jaene sollte zu Ehren von Marlene Dietrich ihre berühmte Verkörperung

der Schauspielerin als junge Frau geben, DRECK-Redakteur und Extremschauspieler Harald Lippert alias Aal Ipe war für 23 Uhr mit seiner Solo-Performance »Wallensteins Tod« eingepplant und um drei Uhr nachts würde das DRECK-Maskottchen Ingo Hornig persönlich einen Vortrag zum Thema »Schaden Pommes Mayo der Potenz?« halten. Auch das Catering wurde ein wenig runtergefahren. Statt Champagner sollten Bocholter Bier und Kellergeister serviert werden, und statt Wintertrüffel Nudel- und Krautsalat, das aber in unfassbaren Mengen. Während der Vorbereitungen blieben wir »Söhne der Finsternis« fest davon überzeugt, dass die eingeladenen Prominenten kommen würden, zumindest ein nicht unerheblicher Teil. Allerdings schraubten wir in dem Maße unsere Erwartungen herunter, je länger keine Zusagen kamen: Nun ja, vielleicht würde statt Andy Warhol halt doch nur Helmut Heißenbüttel auflaufen und statt Andy Partridge und Colin Moulding von XTC die Pat und Patachon der neuen deutschen Punkwelle, Gaby Delgado und Robert Görl von Deutsch-Amerikanische Freundschaft. Das wäre ja auch nicht übel. Doch dann passierte etwas, dass so unglaublich war, dass ich hier das Tempus wechseln muss.

Das Telegramm

Es ist Mittwoch, der 29. Oktober 1980, als ich morgens gegen zehn Uhr zum Briefkasten der Brückenstraße 28 gehe. Irgendetwas ist eigentlich immer in der Box; Post von den DRECK-Vertriebsleitern in aller Welt oder andere Untergrundzeitungen, die sich bei uns anschleimen. Doch dieses Mal habe ich etwas Ungewöhnliches in der Hand: Einen dünnen braunen Umschlag mit einem stilisierten Posthorn, auf dem »Brieftelegramm« steht. Noch vor der Haustür reiße ich ihn auf und lese den kurzen Text:

Christian schmidt and h.j. zippert
sohne der finsternis hauptquartier bruckenstry 28
4800 bielefeld

thank you for your kind invitation unfortunately due
to work I am unable to attend I will send a mask
which someone can wear in my place please write me
and tell me more about your group kindest regards
martin scorsese

Es ist wirklich so, wie man es oft im Film sieht: Ich verstehe den Text einfach nicht. Wer ist das, wer schickt uns hier ein Telegramm? Haben wir den eingeladen? Ich lese den Text noch einmal, und plötzlich trifft mich ein imaginärer Hammer mit voller Wucht mitten ins Großhirn: Das Telegramm, das ich da in der Hand halte, ist von niemand anderem als ... Martin Scorsese. Der Martin Scorsese, der »Taxi Driver« gedreht hat. Der, der ... also Gott. Ich laufe sofort zu Zippert und zeige ihm das Papier. Er reagiert vollkommen gelassen: »Ganz klar eine Fälschung. Wahrscheinlich steckt Ingo Hornig dahinter.« »Nein«, sage ich mit einem Tremolo in der Stimme, »nein, auf keinen Fall«, und zeige ihm den Header des Telegramms. »Kuck mal ›los angeles; 0943p est via rca«. Ich glaube, das kann sich selbst Ingo Hornig nicht ausdenken.« Ich achte gar nicht mehr darauf, was Zippert antwortet, denn mich zieht jetzt eine gewaltige Hand an meinen langen Haaren empor und lässt mich einen halben Meter über dem Boden schweben. Jetzt, denke ich, ist alles möglich, jetzt wird das die Jahrhundertparty. Und selbst wenn Martin Fucking Scorsese absagt, heißt das: Wir sind jetzt welche, die mit Martin Scorsese korrespondieren. Dem Mann, der »Mean Streets« gedreht hat, und »Alice Doesn't Live Here Anymore« und natürlich »Taxi Driver«. Wir, die »Söhne

der Finsternis«. Das ist jetzt unser Umgang, Loser, die Liga, in der wir spielen. Kapiert ihr das?

Meine Euphorie hält auch in den nächsten Tagen an, obwohl jetzt immer mehr Absagen eintrudeln. Obwohl? Weil! Der Privatsekretär des Abenteurers und Forschungsreisenden Thor Heyerdahl schreibt aus Laigueglia an der ligurischen Küste in Italien: »Unfortunalety Dr. Heyerdahl is currently travelling in the Far East...« usw. usf., und könne deshalb leider nicht bei unserem Topevent dabei sein. Nun ja, alter Floßfahrer und Atlantik-, Pazifik- und Werweißwasüberquerer, Pech gehabt. Werden sich halt andere auf unserer Party amüsieren. Sharon Thiers Calkin, die Sekretärin von Henry Kissinger, ist in Washington D.C. ebenfalls untröstlich: »Unfortunatley, Dr. Kissinger will have to decline your very kind invitation as he will not be in Europe on November 8th.« Okay, bitte, wenn der alte Völkermörder etwas Besseres zu tun hat ... Egal, was in diesen Tagen auch passiert, nach dem Scorsese-Telegramm bin ich mir mehr als nur gewiss, dass sich am 8. November nicht nur die zweite oder dritte Promi-Auswahl durch unsere Haustür schieben wird. In Rom, Paris und Los Angeles parliert man sicher schon ganz aufgeregt über die »Sons of Darkness« und die Frauen überlegen, was sie am 8. November bloß anziehen sollen.

Inzwischen putzen wir weiter mit Hochdruck das Haus heraus. Die Toilettendeckel im Erdgeschoss werden mit goldener Alufolie bezogen, der Raum, in dem Jochen Liebold ausstellen wird, erhält schwarze Plastikfolie als Tapete, das gesamte Treppenhaus wird verkabelt und mit Boxen bestückt. Einen Tag vor der Party beginne ich mit meinen ganz privaten Vorbereitungen. Ich rasiere mir zum ersten (und letzten) Mal im Leben einen Schnurrbart, um wenigstens einmal wie ein Zuhälter auszusehen. Danach steige ich in den Keller hinab. Hier suche ich eine Markierung an der Wand, finde sie, folge einer gedachten Linie, erkenne den kleinen Kieselstein wieder, kratze ein

bisschen und fördere unter einer dünnen Schmutzschicht eine kleine Dose zutage. In ihr hatte ich ein halbes Jahr zuvor zwei LSD-Trips versteckt, um auf der sicheren Seite zu sein, falls das Haus mal wieder Polizeibesuch bekommen sollte. Ich habe großen Respekt vor der Droge, die ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nie genommen habe. Aber nach all dem, was ich gehört und gelesen habe, weiß ich, dass ich den ersten Trip in einer besonderen Umgebung werfen muss. Die Party scheint mir die richtige zu sein. Welche Gesellschaft, denke ich, könnte für eine Drogenreise wohl geeigneter sein als die von Brian Eno, Gene Kelly oder Caroline von Monaco?

Ich imaginiere einen perfekten Trip, der abrupt endet, als ich die Dose öffne. Die Pillen in ihr haben sich verändert. Sie sind jetzt mit einer Schimmelschicht überzogen, die so dick ist, dass sie sich die kleinen Löschpapierchen zu einer weißen Einheit verbunden haben. Verdammt, schießt es mir durch den Kopf, den Party-Trip kannst du vergessen. Ich will die Dose schon in die Ecke werfen, da kommt mir ein Gedanke: Was ist, wenn durch den Schimmel das LSD in etwas ganz anderes verwandelt wurde? Eine Drogenmutation, wie sie noch nie von einem Menschen genommen wurde? Die mir vielleicht Superkräfte verleiht wie Peter Parker der Biss der Spinne? Vielleicht werde ich aber auch doppelt so schnell denken können, durch Wände sehen oder gehen oder Menschen mit meinem Willen fernsteuern können? Ich schließe also den Deckel der Dose wieder und stecke sie in meine Jackentasche. Mal sehen, wie super unsere Party wird. Dann entscheide ich.

Jahrtausendnacht

Als am achten November die Uhr der Apostelkirche, die der Brückenstraße gegenüberliegt, sieben Mal schlägt, stehe ich ziemlich nervös mit einer Liste an der Haustür. Vier Namen sind auf ihr ausgestrichen: Thor Heyerdahl, Martin Scorsese, Henry Kissinger und Claude Levi-Strauss. Der berühmte Ethnologe hatte noch auf den letzten Drücker abgesagt, handschriftlich und eigenhändig unterschrieben auf einer Postkarte: »Pour m' excuser de ne pouvoir (?) me rendre en 8 novembre a vorte aimable invitation.« Das heißt: 113 potentielle Gäste könnten kommen, und ich stehe an der Tür, weil ich der Erste sein will, der einem von ihnen die Hand schüttelt. Auch den Mann mit der Scorsese-Maske will ich nicht verpassen. Aber zunächst einmal strömt nur alles an mir vorbei, was in Bielefeld zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig ist, und steuert zielstrebig auf die Wand aus Bocholter Bierkästen zu.

Pünktlich um zwanzig Uhr öffnet im zweiten Stock die »Galerie Weltschmerz« mit den Bildern von Jochen Liebold. Hans Zippert hält eine fulminante Begrüßungsrede, angeschmachtet von jungen Frauen. Die Rede beginnt mit den üblichen Zippert'schen Mystifizierungen. Er sei sich nicht sicher, ob die Bilder tatsächlich von Jochen Liebold gemalt wurden. Ja, es sei noch nicht einmal geklärt, ob Jochen Liebold überhaupt existiere. »Denn derjenige, der von sich bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt hatte, er sei Jochen Liebold, behauptet gleichzeitig, diese Bilder nur geliehen zu haben. Andere behaupten wiederum, dass der, der von sich sage, er sei Jochen Liebold, in Wirklichkeit jemand anderes sei und somit vielleicht wirklich Schöpfer dieser Bilder.« Jochen Liebold steht die ganze Zeit grinsend daneben, wobei sich allmählich herausstellt, dass er es ist, den die Frauen anschmachten, und nicht Zippert. Nachdem dieser seine Rede been-

det hat, beginnen Anne-Kathrin Schulze und Klaus Döselmann damit, die ausgestellten Bilder alle zwanzig Minuten ab- und wieder aufzuhängen, damit die Ausstellung so wie der Kasten funktioniert, in dem sich Schrödingers Katze befindet.

Ich bekomme von all dem nichts mit, denn ich stehe immer noch an der Haustür, durch die jetzt auch Jugendliche aus den ländlichen Gemeinden Ostwestfalen-Lippes strömen: aus Löhne, Luhden, Verl, Kalletall, Vlotho oder sogar Höxter. Prominente haben sich bisher noch nicht blicken lassen, nicht einmal welche aus der C-Klasse wie Fritz Wepper oder Herbert Mies, dem Vorsitzenden der DKP, der nur auf der Liste steht, um die 117 vollzumachen. Zur Bekämpfung meiner Nervosität, beginne ich damit, mir ein Bocholter nach dem anderen einzuverleiben. Ich setze gerade eine neue Flasche an den Hals, als direkt neben mir von Klemens Wannenmacher ein Schrei ausgestoßen wird: »Ogott, Glitterpenguins«. Das ist offenbar das Signal für Ober-Pinguin Helmut Lemke, der sich aus der Menge löst und herbeihumpelt. Eines seiner Beine steckt komplett in Gips. »Das habe ich mir vor zwei Wochen extra für den heutigen Abend bei einem dramatischen Autounfall auf der Queller Straße gebrochen.«

Das Programm, das sich anschließend auch vor meinen Augen entfaltet, ist für einen normalen Menschen selbst mit höherer Schulbildung nicht zu begreifen. Lemke beginnt mit einer Luis Trenker-Parodie, wobei Trenker nicht so heißt, sondern Truis Lenker. Ko-Pinguin Michael Roszak, der sich Lulu nennt, stürzt sodann herbei und betätigt sich als Brötchenschmierer für ein Picknick im Schneefeld. Dieter Schlensog alias Akubaldi steht einfach nur da und ruft: »Ich bin ein Helldunkeltechniker.« Eine Klammer, die das ganze »Stück« zusammenhält, ist offenbar, dass das gesamte Pinguin-Personal aus einer Klapsmühle entkommen ist, die sie Bergsanatorium

»Heile Welt« nennen, und in die sie offenbar zurückzukehren wünschen. Das ist wohl auch der Grund, weshalb sie schlimme Lieder wie »Yellow Submarine« oder »Pack die Badehose ein« singen, die von noch schlimmer gespielten Werbespots für Fußgeruch unterbrochen werden. Das Publikum glaubt, das alles sei Avantgarde, und spendet reichlich Beifall. Der Auftritt endet mit dem Grölen eines Gassenhauers und rücksichtslosen Beleidigungen der Umherstehenden. Einige werden von den musizierenden Schauspielern scherzhaft bedroht und ernsthaft ausgeraubt, aber auch das kann die Leute, Bielefelder und Ostwestfalen allesamt, nicht schocken.

An der Tür immer noch keine Spur von einem geladenen Gast. Ich werde langsam betrunken und hole zum xten Male Martin Scorseses Telegramm aus der Jackentasche: »I will send a mask«, lese ich, »which someone can wear in my place.« Wenn doch wenigstens der Maskenbringer käme. Als ich wieder aufsehe, glaube ich Robert Görl in der Schlange zu erkennen, die sich von der Haustür bis auf die Straße gebildet hat. Doch dann ist es doch nur Olaf Renner, den alle nur den »Heimlichen« nennen.

Im Haus stampft inzwischen Harald Lippert über den Terrazzoboden. Wie angekündigt, gibt er zunächst den »Wallenstein«, einen Klassiker, mit dem er schon oft auf Bielefelder Partys aufgetreten ist. Harald stöhnt, schnauft, rollt mit den Augen, springt hin und her und wechselt die Stimmlage, denn er spielt nicht nur den böhmischen Feldherren, sondern auch das restliche Personal des Schillerstücks. Schließlich deklamiert er ächzend: »Ich denke einen langen Schlaf zu tun / Denn dieser letzten Tage Qual war groß / Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken.« Kaum aber ist er zu Boden gesunken, springt er wieder auf und tanzt wie ein ostwestfälischer Derwisch zu »Take Five« von David Brubeck, das sich nun aus den Boxen von der Decke ins Erdgeschoss ergießt. Dabei wirft der bullige junge Mann ein Kleidungsstück nach dem anderen von

sich, bis er vollkommen nackt ist. Nur die dicken Skischuhe zieht er wieder an, damit er sich die Füße nicht im Scherbenmatsch zerschneidet. Wenn jetzt Brigitte Bardot oder Greta Garbo hereinkommen würden, hätten sie wirklich was zu Staunen.

Wahrscheinlich aber würden sie gar nicht mehr ins Innere des Hauses gelangen, denn jetzt, gegen Mitternacht, quetschen sich an die fünfhundert Leute durch die Zimmer und die Flure. Alles ramentert, zetert, quetscht, stinkt, nässt und röhr. Die beiden Toiletten im Erdgeschoss sind völlig verdreckt und dauernd blockiert. Wer keine Scheu hat, entleert sich im Garten. Barbara und Sanne aus dem ersten Stock verrammeln ihre Wohnungstür und fliehen, Verwünschungen ausstoßend, aus dem Haus. Das Auf- und Abhängen der Bilder in der »Galerie Weltschmerz« ist schon längst eingestellt und auch das weitere Abendprogramm gecancelt. Festredner Ingo Hornig zieht sich mit einer gutaussehenden Brünetten zu einem Beratungsgespräch in eine der Dachkammern zurück.

Jetzt dämmt es auch meinem mit Bocholter geflutetem Gehirn, dass es das wohl war: Kein geladener Gast wird mehr kommen. Und auch Scorseses Versprechen war nichts weiter als ein Scherz, den sich ein grausamer Hollywoodregisseur mit uns erlaubt hat. Uns Idioten. Von wegen: das ist jetzt die Liga, in der wir spielen. Diese besoffene westfälische Bauerntrommelmasse da vor, neben, hinter und unter mir, das ist sie, und wird es auch bleiben. Ich greife in die Jackentasche und fühle die kleine Dose. Ja, genau, das ist der richtige Moment. Ich schlage die Warnungen in den Wind, dass man Trips nur in angenehmer Umgebung und keinesfalls völlig besoffen nehmen sollte. Ich habe auch vergessen, dass es sich bei dem Klümpchen da in der Dose um eine eventuell hochrisikante Schimmelmutter handelt. Und selbst, wenn ich es wüsste: Jetzt ist alles wumpe, das Zeug da muss dringend in mich rein. Also befördere ich die Schimmelpillen

unter meine Zunge und kämpfe mich sodann mit einer Flasche Bocholter zur Treppe durch, die vom ersten in den zweiten Stock führt. Hier setze ich mich auf eine weiße Stufe und warte auf das, was gewiss gleich kommen wird.

Ich sitze eine knappe halbe Stunde auf der Treppe und sehe auf die unter mir krakeelende und hin- und herwogende Menge. Ich erkenne Sterne, Ringe und Kugeln über ihren Köpfen, die vertrackte Muster bilden, und sich in einem bestimmten Rhythmus auf und ab bewegen. Dann fällt mein Blick durch das Fenster, das im Zimmer zu meiner Rechten nach hinten auf den Garten blickt. Seltsam. Der Schulhof, der hinter den Schrebergärten liegt, ist taghell erleuchtet. Dort scheint gerade große Pause zu sein, denn helles Kindergeschrei dringt sogar durch den Partylärm bis an mein Ohr. Dass das gar nicht sein kann, weil es nachts keine großen Pausen gibt, fällt mir gar nicht auf. Große Pause, denke ich, ist gut. Eine große Pause brauche ich auch.

Kaum ist mir dieser Gedanke durch den Kopf gewummert, werden die Stockwerke unter mir geflutet. Lauwarmes Wasser breitet sich bis an die Kante meiner Stufe aus und schon schlagen kleine Wellen an meine Schuhsohlen. Es ist aber nicht so, dass die Leute unter mir verschwunden sind oder ertrinken. Sie scheinen das viele Wasser gar nicht zu bemerken und krakeelen einfach weiter. Doch ihr Gelärme kommt bei mir nur noch sehr gedämpft an. Auch die Kinderstimmen vom Schulhof faden aus. Stattdessen höre ich ein Geräusch, als ob ein langes Stück Stoff zerreißt. Ich drehe meinen Kopf nach oben und sehe, dass das Dach unseres Hauses fehlt. Nichts weiter ist mehr über mir als die sternenklare Nacht, in die mein Blick immer tiefer hineingesogen wird. So reise ich eine Weile in die Tiefen des Universums, bis ich auf schimmernde Blasen stoße, die, wie ich später wissen werde, kleine Zukunftspartikel enthalten. In einer sehe ich mich selbst auf

der chinesischen Mauer stehen und mit einer chinesischen Frau am Singapur Merlion. In einer anderen blicke ich in vollbesetzte U-Bahn-Waggons, in denen alle Passagiere in kleine flache Geräte starren, die an ihren Händen festgewachsen zu sein scheinen, und die alle so aussehen, wie der Kommunikator in »Raumschiff Enterprise.« In einer dritten werden die Enden aller Fernsehserien gezeigt, die noch gar nicht erfunden wurden. Und in noch einer mache ich eine Frau aus, die gerade in der Dachkammer über mir gezeugt wird. Sie ist inzwischen vierzig Jahre alt und liest eben dieses DRECK-Heft, wobei sie verständnislos den Kopf schüttelt.

Schließlich will ich nicht mehr wissen, was die Zukunft bringt, und wende meinen Blick wieder nach unten. Da steigt ein Mensch, der eine Pferdemaske trägt, aus den transparenten Fluten. Er ergreift meine schlaff herabhängende Hand, schüttelt sie und dann höre ich eine tiefe Stimme sagen: »Thanks, Sons of Darkness, thanks a lot.« Eine Sekunde später bin ich wieder völlig klar. Ich sitze immer noch auf der Treppe, aber das Meer zu meinen Füßen ist verschwunden, genauso wie der krakeelende Partymob. Nur noch wenige Gestalten wanken durch die Zimmer und Flure. Eine frage ich nach der Uhrzeit: »Kurz vor Sieben«, kommt verwaschen zurück. Ich blicke auf das Party-Motto an der Wand: »Das Leben von heute ist der Groschenroman von morgen.« Korrekt, denke ich, mehr wird nicht geboten, und von dem, was geboten wird, müssen wir jetzt für den Rest unseres Lebens zehren. Andererseits: So wenig ist das nun auch nicht gerade.

Nur 117 Jahre später

Was bis heute niemand aufgefallen ist: In dieser ganz besonderen Nacht passierte sonst rein gar nichts. Kein welt-historisches Ereignis, keine Berühmtheit starb, keine wurde geboren. Ja, von sieben Uhr abends bis zum frühen

Morgen um sieben Uhr starb überhaupt niemand auf diesem Planeten, wie auch niemand geboren wurde. Alles, was sich im gesamten Sonnensystem ereignete, fand in der Brückenstraße 28 statt. Hier hatte sich das Weltgeschehen verdichtet, an jedem anderen Ort stand alles still, selbst geträumt wurde nicht und fragt man eine oder einen heute nach der Nacht, kann sich niemand an irgendetwas erinnern. Es ist so, als hätte es diese Stunden für Menschen, die woanders waren, überhaupt nicht gegeben. Im Internet kann man zwar lesen, dass am achten November 1980 die Sonde Voyager 1 den fünfzehnten Mond des Saturn entdeckte, doch das passierte tatsächlich ein paar Stunden später, am 9. November, gegen 11:15 Uhr. Es handelt sich um den Himmelskörper, den man später Atlas nannte, nach dem griechischen Titan, der die Weltkugel und den Himmel auf seinen Schultern trägt. Der Mond hat eine merkwürdige Form, wie ein verunglücktes Spiegelei, als hätte man ihm sehr übel mitgespielt, und war über zwanzig Jahre lang nach seiner Entdeckung wieder von der Bildfläche verschwunden. Er ist ja auch nur so groß wie das österreichische Burgenland.

Wenn eine Weltraummission in genau 117 Jahren nach der Party auf Atlas landet, wird man übrigens in seiner tuffigen Oberfläche eine Flasche finden, die ungefähr die Größe der Flaschenstadt Kandor aus den Supermann-Comics hat. In dieser Flasche spielt sich seit 1980 das gesamte Fest in der Brückenstraße 28 immer wieder ab, in jedem Detail und in jeder Verästelung. Die Expedition wird die Flasche mit zur Erde nehmen, wo sie Party-Wissenschaftler untersuchen werden. Erst dann, etwa um das Jahr 2100 herum, wird die Menschheit alles über dieses grandiose Fest erfahren.

Auch jede alternative Version der Party wird in dieser Flasche veranstaltet, und zwar in noch kleineren Flaschen, die in der Flasche wie die Matroschka-Puppe in der Puppe enthalten sind. Unter ihnen sind Versionen, in denen die

Prominenten kommen. Eine Beschreibung einer solchen Party gibt es freilich schon, von jemandem, der einen Teil seines Lebens selbst in einer Parallelwelt verbracht hat. Hin und wieder ließ er die Menschen dieser Welt sogar von seinen Erlebnissen auf der anderen Seite wissen, in dem er sie als komische Anekdoten und Sketche verkleidete. Der Mann hieß Vicco von Bülow alias Lorient, und seine Version der Party steht in einem Brief, der uns erst nach dem Event erreichte. Das kann auch gar nicht anders sein, denn das Schreiben ist auf den 14. November 1980 datiert.

Sehr geehrte Herren!

Aufgrund Ihrer Einladung fand ich mich am 8. November in der Brückenstraße 28 in Bielefeld ein, um zu meinem Erstaunen feststellen zu müssen, dass dort niemand zu Hause war. Die mit mir wartenden weiteren Gäste, Hermann-Josef Abs, Herbert Achternbusch, Aga Khan, Muhamed Ali, Woody Allen, Yaser Arafat, Louis Aragon, Fernando Arabal, Fred Astaire usw. (die Gästeliste ist Ihnen ja wohl bekannt) waren über diesen Umstand ebenfalls nicht wenig empört. Henry Kissinger hatte einen außerordentlich wichtigen Zahnarzttermin abgesagt, Helmut Heißenbüttel musste seine Watzmann-Erstbesteigung unterbrechen und auch Miss Lollobrigida kam Ihr Termin nicht gelegen, da sie Samstags immer ihren Kegelabend hat. Zum Glück hatte Frau Dietrich die Idee, sich in der Bahnhofsrestauration ein wenig aufzuwärmen und es wurde noch ein recht netter Abend. Trotzdem kann ich Ihnen leider den Vorwurf nicht ersparen, dass durch Ihr unverantwortliches Verhalten Sie möglicherweise zu einer tiefgreifenden Störung der Völkerverständigung entscheidend beigetragen haben.

Hochachtungsvoll
Ihr Lorient

Wie es in dieser parallelen Timeline weiterging, kann ich leider heute noch nicht sagen. In unserem Universum jedoch hatte die Söhne-der-Finsternis-Party vom 8. November 1980 zum Teil dramatische Folgen für Veranstalter, Auftretende und Gäste. Ihren unmittelbaren Zweck erfüllte sie leider nicht. Wir Bewohner mussten die Brückenstraße wenige Wochen nach der Party verlassen. Das Haus wurde sofort danach so gründlich saniert, dass unsere sämtlichen Spuren getilgt wurden. Wir erhielten zwar neue Wohnungen, aber erst nachdem wir etwas randaliert, viel gebettelt und demonstriert hatten. Aber wir sollten nie wieder alle zusammen unter einem Dach wohnen. Auch Villen stellte man uns nicht zur Verfügung. Nur der Glitterpinguin Dieter Schlensog erhielt ein paar Monate nach der Party ein ganzes Schloss im Niederrheinischen. Die Stadt Bielefeld hielt sich noch ein paar Jahre auf der Literaturweltkarte, versank dann aber langsam wieder in Bedeutungslosigkeit, nachdem die Produktion des DRECK-Magazins Mitte der Achtziger eingestellt worden war und die »Söhne der Finsternis« am Ende des Jahrzehnts die Stadt verlassen hatten. Zwei der Performer auf der Jahrtausendparty, DRECK-Redakteur und Frapp-Theater Mitglied Harald Lippert, sowie der Glitterpinguin Michael Roszak starben viel zu früh an einem Hirntumor. Der Rest der Brückenstraßen-Bewohner machte durchweg schillernde Karrieren.

Auch auf die geladenen, aber nicht gekommenen Gäste hatte die Party Auswirkungen. Martin Scorsese erholte sich von Krankheit und Krise, in der er sich zur Zeit der Brückenstraßenparty befunden hatte. Statt wie geplant nach »Raging Bull« nie wieder einen Spielfilm zu drehen, begann er am 1. Juni 1981 in New York mit den Dreharbeiten zu »King of Comedy«. Offensichtlich hatte ihm unsere Einladung neue Kraft gegeben. Deshalb hatte er auch den Pferdemann geschickt, um uns zu danken. Die Söhne der Finsternis schrieben ihm auf sein Telegramm zurück,

aber bekamen keine Antwort. Wahrscheinlich hatte die Pferdemaske auf der Party genug gesehen, um Scorsese zu erzählen, dass wir auch ohne ihn unseren Weg machen würden. Alle, die uns auf die Einladung antworteten, wurden übrigens sehr alt: Thor Heyerdahl starb 2002 im Alter von 87 Jahren, Lorient 2011, ebenfalls 87-jährig. Claude Levi-Strauss wurde sogar Hundert, und Henry Kissinger (96) und Martin Scorsese (77) leben heute noch. John Lennon schrieb nicht zurück. Er wurde nur einen Monat nach der Party in New York erschossen.

Das Fischkapitel

Wenn einem Korrespondenten in den von Chinesen bewohnten Weltgegenden nichts mehr einfällt, kann er immer noch das Fischkapitel schreiben. Das läuft praktisch wie von selbst. Zunächst muss darin erklärt werden, weshalb für die Chinesen der Fisch ein Glückssymbol ist. Also schreibt man: Die Aussprache des chinesischen Zeichens für Fisch und die des Zeichens für Überschuss oder Überfluss ist auf Hochchinesisch gleich. Beides spricht man yü. Wer etwas mehr tun will, ergänzt: Weil Fische gerne paarweise unterwegs sind, gelten die Überflusslinge außerdem bei chinesischen Hochzeiten als Glücksbringer. Und weil sie viele Eier legen, garantieren sie einem frisch vermählten Paar auch Nachwuchs. Hat man diese Standards eingeführt, kann man sich an die Details machen.

Zum Beispiel, dass Fische aus der Familie der Knochenzüngler als besonders glücksbringend gelten, weil die Chinesen angeblich glauben, dass sie Abkömmlinge der Drachen seien. Diese Fische werden in Singapur für 1.400 bis 2.000 US-Dollar verkauft (*Reuters*, 15. Juni 2009). Oder dass ein Restaurant in Festland-China 580.000 Yuan für einen achtundvierzig Kilo schweren »golden cash tiger fish« ausgegeben hat, aber von den Kunden pro Kilogramm zubereiteten Fisch nur 2.000 Yuan (ca. 220 Euro) verlangte, »without explaining the prospect of losing money on a dish that cost the restaurant 12.000 yuan per kg.« (*Reuters*, 3. April 2007). Oder aber dass auf dem Qingshiqiao-Haustiermarkt in der südwestchinesischen Millionenstadt Chengdu Papageienfische verkauft werden, denen man per Laser die chinesischen Schriftzeichen für »Glück«, »Langes Leben« oder »Möge Dein Geschäft boomen« in die Schuppen tätowiert hat, was ihren Preis mehr als verdoppelte (*AFP*, 13. August 2009).

Selten aber werden neue Ansätze in der chinesischen Fischberichterstattung verfolgt. So habe ich bisher noch

keinen Artikel über den immensen Zierfischverschleiß gelesen. Doch täglich sehe ich in Goldfischgläsern, Vasen und Miniaturaquarien von Wohnungen, Büros und Zahnarztpraxen Fische ihre letzten Kiemenzüge tun, einfach weil das Wasser nicht gewechselt wurde oder das Behältnis zu beengt ist. Seit ein paar Jahren ist es auch in Supermärkten oder auf der Straße üblich, lebende Fische in tischtennisballgroßen Plastikkugeln zu verkaufen, die als Schlüssel- bzw. Handyanhänger dienen. Der Tod eines so eingeschweißten Tiers innerhalb von Tagen ist relativ gewiss. Letztlich müssen in China also laufend tonnenweise Zierfische draufgehen, die dann wie Schnittblumen gegen neue ausgetauscht werden. Und keiner findet etwas dabei.

Ich habe leider keine richtige Erklärung dafür, weshalb man so unachtsam mit einer Kreatur umgeht, die angeblich Glück bringt. Ich weiß nur, dass die Silbe yü gleich oder leicht anders betont laut Wörterbuch auch dumm, blöd, jemanden für dumm verkaufen, versenden, kegeln gehen und Schlamm bedeuten kann. Vielleicht schneidert einer mal aus dem milliardenfachen Zierfischfischtod in China und einer dieser Homophonitäten einen neuen, schönen Aberglauben. Mir fällt gerade nichts Rechtes ein.

Ich habe überhaupt nichts gemacht

Also, Euer Ehren, wenn Sie mich so fragen, ich weiß nicht, was ich hier soll. Erst mal halte ich nicht viel davon, wenn man sich darüber auslässt, was man denn für kleine, niedliche Verbrechen begangen hat, damals als man noch jünger war. Das klingt mir zu sehr nach einer Mutter, die sich in den Siebzigern nackt hat fotografieren lassen, und die jetzt die Fotos aus der Kiste holt, um ihren Kindern mal zu zeigen, was sie damals für einen tollen Körper hatte. Mutti nackt im Schlamm oder ums Lagerfeuer tanzend, untenrum bemalt und unrasiert. Ist doch peinlich so was.

Ich habe auch gar nichts zu erzählen. Da ist nämlich nichts gewesen. Ich bin eine grundehrliche Haut, ich wurde so erzogen. Um das zu illustrieren: Mit dreizehn Jahren habe ich mal ein fünf Mark Stück gefunden. Es lag im Schnee und glänzte, hinter einem Zaun, der eine kleine Kioskbude umzäunte. Derselbe Kiosk übrigens, an dem ich mir später die Sexhefte besorgte, die unter dem Pullover immer so gut nach Druckerschwärze rochen, weshalb ich ... aber darum geht es ja nicht. Ich bin über den Zaun geklettert, und habe mir das Fünfmarkstück geholt, natürlich. Auf dem Nachhauseweg kriegte ich ein schlechtes Gewissen. Ich habe dies und das gedacht, hauptsächlich aber, dieses eine fünf Markstück könnte jemandem furchtbar fehlen, einer alten Frau, die von Sozialhilfe lebt, frierend in einer baufälligen Wohnung. Ich bin dann wieder zum Kioskbesitzer zurück, habe ihm das Geldstück gezeigt und gefragt, ob das seines wäre oder ob ... Natürlich hat er »ja, meins« gesagt, das Arsch, und: »Dankeschön, mein Junge. Den ganzen Tag habe ich nach den fünf Mark gesucht.«

So war ich. Grundehrlich bis zur Blödheit. Es gibt auch sonst keine Verfehlungen in meinem Leben. Was soll ich denn schon gemacht haben? Prügeln, verwemsen, Raub?

Dazu hat es nicht gereicht. Ich war klein und schwächling, und wurde selbst dauernd verkloppt. Vor allem Jost Burgmann hatte mich immer wieder in der Mangel, wenn Eckig gerade nicht da war, der noch schwächer war als ich. Burgmann hat uns auf dem Schulweg gequält, in der Schule, auf dem Schulhof. Kopfnüsse, Arschtritte, tausend Stecknadeln, so was. Eckig musste ihm auch Geld für Schaumküsse geben. Die hat ihm Burgmann dann im Gesicht zerquetscht.

Einmal hat's mir dann gereicht. Ich habe der dummen Sau so in die kleinen Eier getreten, dass er sich auf dem Boden wälzte und heulte, als habe er ein mit heißer Scheiße gefülltes Dampfbügeleisen verschluckt. Ich war zehn damals, und ich musste zum Direx, Jost Burgmann kam ins Krankenhaus, zur Kontrolle. Nein, leid tut mir die Sache bis heute nicht. Es ist ja letztlich auch nichts passiert, ich war noch gar nicht strafmündig. Und danach kam nichts mehr mit Hauen, außer, dass ich zwei, drei Mal noch was aufs Maul gekriegt habe, von Nazis oder Polizisten.

Gut, die Drogen später, das war vielleicht ein bisschen illegal. Aber nicht nach der heutigen Rechtsprechung, und darauf kommt's doch an. Ich finde es lächerlich, von Verbrechen zu erzählen, die längst keine mehr sind. Und ich hatte sicher nie mehr als die sechs Gramm Hasch bei mir, die heute selbst in Bayern toleriert werden. Oder, hatte ich? Klar habe ich das geraucht. Hat doch jeder. Aber ich habe nie mit Drogen gehandelt oder sie geschmuggelt. Ich hatte einfach zu viel Angst. An der Grenze wurden wir jedes Mal gefilzt, allein schon wegen unserer langen Haare. Manchmal schickten sie auch Hunde durch die Autos, übelriechende Cockerspaniel, und hin und wieder mussten wir uns ausziehen: Beine breit und bücken. Da bin ich immer drum herumgekommen. Aber einige meiner Freunde nicht.

Die waren ja auch ne Nummer härter: Sie haben das Dope in Kondome gestopft, geschluckt und sind bei Hengelo rüber über die Grenze. Das hat immer geklappt. Es war aber jedes Mal ein großes Drama, bis dann das Hasch wieder draußen war, vor allem, wenn einer Verstopfung hatte. Danach wurde es gleich angeraucht. Ullo schwor: »Wenn das Zeug einmal durch deinen Darm gegangen ist, dann turnt es besser.« Das ist ungefähr so wie bei vietnamesischem Wieselkaffee. Der schmeckt wirklich aromatischer, wenn er... ach, Sie kennen die Geschichte?

Ich konnte das aber nicht, das Schlucken. Nee, halt, alles zurück, ich habe gerade eine Epiphanie. Ich sehe mich im Haus meiner Eltern vor der Klosettschüssel stehen und mit einem kleinen Stöckchen in der eigenen Scheiße pulen. Habe ich also auch gemacht. Ich habe aber kein Kondom genommen, sondern nur in ein bisschen Zellophanpapier, weil ich Angst hatte, so ein ausgeleiertes Kondom könnte sich irgendwie im Darm verhaken. Eigentlich soll man sich die ganze Verpackerei sowieso sparen können, denn große Haschischstücke werden gar nicht verdaut, höchstens ein bisschen angenagt von der Magensäure und den Darmbakterien. Wenn man aber ein Piece nicht verpackt, dann braucht man sehr viel länger, um es wieder zu finden, weil sich Hasch schwer von Scheiße unterscheiden lässt. Nun ja, es gibt unangenehmere Sachen: Hodenkrebs zum Beispiel, ausgelöst durch Tritte in der Kindheit.

So viel zu meiner Drogenkarriere. Natürlich ist sie noch ein bisschen länger. Wer Drogen nimmt, kann immer was erzählen, muss es aber nicht. Na, meinerwegen noch die Geschichte auf Fuerteventura, aus pädagogischen Gründen. Da war ich mit meiner Ex. Die Beziehung war noch ganz frisch, wir hatten im ersten Liebesrausch kurzfristig gebucht, da macht man ja noch solche Sachen. Im Hotel angekommen, suchte ich sofort meine Kondome. Ich fand sie im Kulturbeutel, und direkt daneben steckte ein

Döschchen. Ach, du Scheiße. Das hatte ich total vergessen: Sieben Es waren da drin, also Ecstasy-Pillen.

Ich war ganz aufgeregt und hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Ich wusste ja noch nicht einmal, ob der Besitz von Ecstasy in Spanien illegal war. Die haben ja so komische liberale Gesetze. Kurz dachte ich daran, bei der Polizei mal nachzufragen. Auch mein alter Kiosk fiel mir wieder ein. Hätte er auf der Insel gestanden, wäre ich da gewiss hingegangen und hätte gefragt: »Entschuldigung, ist das vielleicht Ihr Ecstasy?« »Genau, mein Junge, das sind meine Pillen. Ich erkenne sie an den lieben Smilies oben drauf.« Ich wette, so wär's gekommen.

Fest stand, dass ich das Zeugs auf keinen Fall wieder zurück nach Deutschland bringen wollte. Jetzt, wo ich wusste, dass ich es hatte, hätte mir jeder angesehen, was los war. Ich hätte mir gleich ein Schild um den Hals hängen können, auf dem stand: Ich habe übrigens Drogen im Gepäck. Erschießen sie mich bitte. Wegschmeißen konnte ich sie aber auch nicht. Ich bin ein sparsamer Mensch und kann nichts wegwerfen, was mich Geld gekostet hat. Außerdem hätten die Pillen vielleicht Kinder finden können; oder sie hätten dem Grundwasser was angetan.

Also beschloss ich, sie zu nehmen. Wir hatten für eine Woche gebucht und weil sich meine Freundin partout nicht zum Mitmachen überreden ließ, musste ich pro Tag eine einwerfen. Für mich war es dann eigentlich ein ganz okayer Urlaub. Ich fand die Insel und die Leute sehr entspannt. Meiner Ex gefiel es weniger. Sie meinte, ich hätte sie zwei Nächte lang nur voll gequatscht. Ab der dritten musste ich auf dem Balkon schlafen. Hatte ich schon gesagt, dass wir nicht mehr zusammen sind?

Das kommt davon, wenn man sich opfert. Dabei konnte ich ja wirklich nichts dafür. Es war halt ein Versehen, wie es jedem mal passiert. Auch an den Spritdiebstählen auf dem Weg nach Portugal bin ich schuldlos. Ich gebe zu,

wir haben auf der ganzen Strecke kein einziges Mal an einer regulären Tankstelle getankt. Stattdessen schlichen sich Jones, Olli, Albert oder Ullo nachts mit dem Kanister raus und zapften Diesel für unseren Ford Transit aus LKW oder Baggern. Aber ich war nie dabei. Ich habe das abgelehnt. Nicht aus Angst, nein, ich war dagegen, weil ich es nicht in Ordnung fand, dass reiche deutsche Bürgersöhne armen portugiesischen LKW-Fahrern den Diesel stehlen. Zugegeben, ich wusste nicht, ob die LKW-Fahrer ihren Sprit selbst bezahlen mussten. Und sicher: Wären die vier erwischt worden, hätte man sie fürchterlich verprügelt. Deswegen behaupteten sie ja auch, ich hätte bloß aus Schiss nicht mitgemacht.

Ich habe das dann widerlegt, als wir zurück in Bielefeld waren. Da fuhr ich mit meinem Sparkäfer hin und wieder auf Parkplätze und saugte auch aus fremden Tanks. Das war nicht schwer, denn damals waren die meisten Tankdeckel noch nicht abschließbar, vor allem bei den billigen Autos. Ich klaute das Benzin allerdings nicht, um mich zu bereichern. Es ging nur darum zu beweisen, dass ich das kann. Ich hätte den Sprit auch wieder weggekippt, wenn das nicht die Umwelt belastet hätte. Nee, streichen Sie das. Das war jetzt gelogen.

Die Frage aber bleibt: Was ist das überhaupt, ein Verbrechen? Das Verbrennen einer Deutschlandfahne in einer Bundeswehrkaserne? Nein, ich leugne nicht, dass ich das gemacht habe. Erst den gelben Streifen unten abgerissen, später die Fahne aus dem Fenster gehalten und angezündet. Nach dem Gesetz ist das Verunglimpfung des Staates und seiner Symbole. Nach dem Gesetz habe ich auch mehrmals Hausfriedensbruch begangen, das waren die diversen Hausbesetzungen. Einmal war auch Landfriedensbruch dabei. Landfriedensbrecher – das klingt großartig, als ob man es geschafft hätte, ganz Deutschland in Aufruhr zu versetzen. Dabei ging es nur um irgendwelche RAFler, die im Hochsicherheitstrakt in Ummeln saßen.

Da sind wir rausgezogen und haben vor den Betonmauern ein bisschen Krach gemacht. Keine Ahnung, was der Anlass war, aus Solidarität eben. Man hat uns dann alle eingesammelt, uns ins Polizeipräsidium nach Bielefeld verfrachtet und dort erklärt, wir hätten den Landfrieden gebrochen. Deshalb wurden wir auch der Reihe nach erkennungsdienstlich behandelt, so wie richtige Verbrecher, mit Fotos von vorne und im Profil, an denen Nummern dran waren.

Der Polizist, der mich ED-mäßig in der Mache hatte, zählte aber erstmal alle meine Narben. Die unterm Kinn, die in den Augenbrauen, an den Schläfen, auf der Nase. Das hörte Antje, die im Nebenzimmer saß, und auch gerade durchkatalogisiert wurde. Als wir wieder draußen waren, sagte sie: »Hey. Ich habe gar nicht gewusst, dass Du so viel Narben hast. Irre, oder? Dabei sind die doch alle im Gesicht.« Antje war ziemlich blond und niedlich und eine linksradikale Feministin oder feministische Linksradi-kale, so was in der Richtung. Aber das mit den Narben klang bewundernd. Ich dachte, wenn ihr die gefallen, kriege ich sie vielleicht auch ins Bett. Aber mir fiel nicht ein, wie ich strategisch weitermachen sollte. Und jetzt ist wirklich Schluss damit.

Denn dass ich gegen die Gesetze verstoßen habe, von der Polizei festgenommen wurde, Anzeigen kassierte usw., beweist gar nichts. Das waren keine Verbrechen, das war Lifestyle. Hausbesetzen, Landfriedenbrechen und den Staat verächtlich machen sind die Funsportarten der Siebziger und Achtziger gewesen, also das, was heute Paragliding, Kitesurfen oder Extrembügeln heißt. Das ist ja auch nicht kriminell, obwohl es fast immer so aussieht.

Wie absurd es aber ist, all jene Akte, auf die Strafen stehen, als Verbrechen zu begreifen, beweist das schlimmste »Verbrechen« meines Lebens; vorausgesetzt man versteht unter dem schlimmsten das mit der höchsten Strafe bewehrte. Ich verübte es vor ein paar Jahren in Singapur. Da wurde

ich ein paar Mal in Oralverkehr verwickelt, was in dem Land mit lebenslänglichem Gefängnis bestraft werden kann. Für mich ist das allerdings kein Grund, Lecken oder Blasen in mein persönliches Strafgesetzbuch aufzunehmen. Die einzigen Verbrechen, die ich gelten lasse, sind Mord, Totschlag, Körperverletzung, Betrug, Vergewaltigung, Brandstiftung und Diebstahl. Keines davon habe ich je begangen. Und auf der Stelle sollen meine Hoden wie einst die von Jost Burgmann schmerzen, sollte das nicht die Wahrheit ...

Okay, ich habe einmal »gestohlen«. Das war am 13. Juni 1982, und zwar das Buch »Einführung in die Sozialpsychologie« in der Buchhandlung Phoenix am Jahnplatz in Bielefeld, aus dem zweiten Regal von links in der Sachbuchabteilung im ersten Stock. Ich hatte allerdings fest damit gerechnet, dass man mich erwischen würde, weshalb auch in meiner linken Parktasche eine zehnsseitige Verteidigungsrede steckte: Ein flammendes Manifest, in dem ich Bildung und kostenlose Bücher für die Armen, Schwarzen, Braunen, Gelben forderte.

Soll sich denn, so wollte ich dem Staatsanwalt entgegenschleudern, der Stahlschmelzer dieses Fachbuch nach Feierabend selber schreiben? Oder soll man ihm nicht lieber die dringend benötigte sozialpsychologische Studie kostenfrei überlassen? Ich war fest davon überzeugt, dass mich das Gericht nach diesem ergreifenden Plädoyer nicht nur freisprechen, sondern mich auch noch zu meiner Tat beglückwünschen würde. Und dann wurde ich einfach nicht erwischt. Das war Pech, aber kein Diebstahl. So, Euer Ehren, Sie haben selbst gesehen, dass ich nichts getan habe, was man im weitesten Sinne als Verbrechen oder Vergehen bezeichnen könnte. Jetzt muss ich aber wirklich weiter. Wie, das geht nicht? Sie sind immer noch nicht durch mit mir? In der Anklageschrift ... Dieser Wisch da? Darf ich mal lesen? Ach Gottchen: 52 eingeschlagene Laternen zwischen 1971 und 1975, 12 abgebro-

chene Mercedessterne, 23 beim Drüberlaufen beschädigte parkende Autos, 17 abgetretene Seitenspiegel. Das ist nun wirklich Kinderkram. Ich war besoffen, vertrug die Dunkelheit nicht, mir wurde wehgetan, der Fürst der Finsternis hat mich ferngesteuert.

Der hat mir übrigens auch das hier gegeben. Nein, sie können es ruhig in die Hand nehmen, das ist nur ein Abzug. Erkennen sie's? Genau: Das ist ein Foto ihrer Mutter. Aufgenommen 1978 in Porta Westfalica, beim »Umsonst & Draußen«-Festival. Ja, das ist ein großes Schlammloch rechts neben der Bühne, und das sind Lebensmittelfarben auf den Brüsten, sonst gar nichts ... Alles klar? Na dann, tschüss, Euer Ehren. Wir sehen uns sicher wieder, spätestens beim Jüngsten Gericht.

Der unrühmliche Lange Fahrradmarsch

Wie bei vielen bedeutsamen Ereignissen in der Geschichte der Menschheit – der Entdeckung Amerikas, des Penicillins oder der Erfindung des Klettverschlusses – hatte auch ganz zu Beginn unseres Langen Fahrradmarschs der Zufall seine Hände im Spiel.

Es war im September, vor einigen Jahren in Berlin. Volker Häring hatte gerade einen Peking-Krimi geschrieben und suchte jemanden, der sein Buch in einem Café am Savignyplatz präsentierte. Der vorgesehene Moderator war erkrankt, und Volker hatte mitbekommen, dass ich, der eigentlich schon lange Jahre in Peking lebte, gerade mal wieder zu Besuch in Berlin war. Volker kannte mich nur durch meine China-Bücher und Zeitungskolumnen, und ich wusste lediglich über ihn, dass er eine Firma besaß, die »China By Bike« hieß und Fahrradtouren durch China anbot.

Volker fragte mich also, ob ich einspringen könne, und weil ich ihn schon immer einmal persönlich kennenlernen wollte, sagte ich zu. Bei der Veranstaltung im Café *Brel* tat ich, was man als Moderator so macht: Ich lobte den Krimi genauso über den grünen Klee wie den Autor selbst. Den Leuten sollte ja was für ihr Eintrittsgeld geboten werden. »Vor Ihnen sitzt vielleicht der größte radfahrende Schriftsteller Deutschlands.«

Tatsächlich ist der Mann ein Multitasker vor dem Herrn: Er organisiert ausgefallene Radreisen, nicht nur in Asien, sondern in praktisch jeder kaum ausgeleuchteten Ecke des Globus. Er hat unzählige Reisebücher geschrieben und jetzt sogar einen Krimi. Außerdem hat er Sinologie studiert, spricht fließend Chinesisch, spielt Gitarre und singt in einer Band, die Rockmusik mit chinesischen Texten nach Deutschland bringt. Die Lesung war dann ein rauschender Erfolg.

Knapp drei Monate später war es Volker, der mir Honig um den Bart schmierte. Dieses Mal trafen wir uns in Peking, auf einer Expat-Party in einer der vielen Hofhausgassen der Altstadt. Martin, ein guter Freund von mir, feierte mit seiner Frau Chang den Umzug von Hongkong in die chinesische Hauptstadt. Es war einer dieser milden Oktobernächte, wie sie für Peking typisch sind. Das gute Yanjing-Bier floss in Strömen, hin und wieder kursierte ein Joint, und während im Wohnzimmer deutsche Sinologinnen, chinesische Maler und schottische IT-Experten tanzten, saßen Volker und ich im Hof, wo gerade Lammspieße nach uigurischer Art – sogenannte *yangrou chuan'r* – gegrillt wurden.

Volker war von einer langen Fahrradtour, die er als Reiseleiter geführt hatte, aus dem Süden Chinas zurückgekehrt und schon wieder auf dem Sprung nach Berlin. Von dort war ich am Tag zuvor gekommen. Dementsprechend war ich vom Jetlag ein bisschen angezählt, das Bier und etwas Kifferei taten schnell ihr Übriges. Das war der Moment, in dem mir Volker den Vorschlag machte.

Er kam allerdings nicht sofort zur Sache. Zunächst lobte er mich und meine Bücher über China in den höchsten Tönen. Dunkel erinnere ich mich, dass er etwas von »humorvollen Annäherungen an das Reich der Mitte« erzählte, »frei von der Leber weg« und »klug arrangiert«. Schließlich redete er nicht länger um den heißen Brei herum. »Du bist doch auch ein ganz guter Radfahrer, oder?«

»Naja, geht so«, sagte ich. »Ich fahre notgedrungen viel im Alltag, weil ich kein Auto habe. Aber kein Vergleich zu einem durchtrainierten Weltumrunder wie dir. Du lebst doch praktisch auf dem Sattel.«

Volker reagierte, als hätte er meine Relativierung nicht gehört.

»Was hältst du davon, mit mir die Route des Langen Marsches entlangzufahren? Auf dem Fahrrad? Von Anfang bis zum Ende?«

Damit war die Katze aus dem Sack. Ich glaubte allerdings zunächst, ich hätte nicht richtig gehört.

»Du meinst DEN Langen Marsch, den die chinesische Rote Armee in den Dreißigerjahren marschiert ist?«

»Welchen sonst?«

»Bist du wahnsinnig? Wenn ich mich richtig entsinne, waren das damals 25 000 *Li*. Das sind ...«

Volker nickte: »... rund 12500 Kilometer. Mao hat das zumindest am Ende des Marschs behauptet, aber das muss nichts heißen.«

»Okay, lass es meinetwegen zehn- oder neuntausend Kilometer sein. Die große Frage lautet trotzdem: Warum? Warum, um Himmels willen, sollten wir das tun?«

»Weil das noch nie jemand gemacht hat! Jedenfalls kein Nicht-Chinese. Wir würden Fahrradgeschichte schreiben und kämen wahrscheinlich ins *Guinnessbuch der Rekorde*.«

»Du vielleicht. Ich käme eher ins Leichenschauhaus. Nur zu deiner Info: Ich habe noch nie im Leben eine Fahrradtour gemacht. Und ich bin zwölf Jahre älter als du. In zwei Monaten werde ich sechzig. Außerdem ist nach einem komplizierten Oberschenkelbruch mein linkes Bein zweieinhalb Zentimeter kürzer. Ich leide unter Bluthochdruck und Schlafapnoen, also Atemaussetzern im Schlaf ... Ich müsste völlig irre sein, wenn ich mich auf dein, zugegeben schmeichelhaftes, Angebot einließe.«

Ich weiß nicht mehr genau, wie es an diesem Abend weiterging. Auf jeden Fall versuchte Volker weiterhin, mich von seinem Irrsinnspan zu überzeugen, während ich ihm standhaft Paroli bot. Recht präzise erinnere ich mich hingegen, wie ein paar Lammspieße und Biere später das Gespräch auf Otto Braun kam.

»Wenn es überhaupt einen Grund für mich gäbe«, warf ich ein, »diese Wahnsinnstortur auf mich zu nehmen, dann wäre das Otto Braun. Rein hypothetisch, natürlich.«

»Du meinst diesen deutschen Militärberater, der auf dem Langen Marsch dabei war? Auf Chinesisch heißt er

übrigens *Li De*, also *Li*, der Deutsche, oder auch der tugendhafte *Li*.«

»Genau den meine ich!«

»Den kenne ich nur aus chinesischen Historienfilmen: ein stalinistischer Apparatschik, der auf dem Langen Marsch eine kleine Nebenrolle spielte und selbst dabei alles falsch gemacht hat. Der totale Loser.«

Doch mit dieser flapsigen Bemerkung war Volker an den Falschen geraten! Ich war auf einer meiner vielen China-reisen einst auf die Spuren Brauns gestoßen und hatte mich anschließend intensiver mit dem geheimnisum-witterten deutschen Kommunisten beschäftigt. Das war zwar schon eine Weile her, doch ein paar Dinge waren mir noch gewärtig.

»Wie bitte? Loser? Also erst mal ist Otto Braun der einzige Ausländer, der den kompletten Langen Marsch mitmarschiert ist, die ganzen 12 500 Kilometer ...«

»... wahrscheinlich eher neuntausend.«

»Und zweitens – und jetzt halt dich ruhig an deinem wackeligen Gartenstuhl fest – ist eigentlich Otto Braun derjenige, der den Langen Marsch befohlen hat.«

Das hatte offenbar gegessen. Volker brauchte eine Weile, um eine Antwort zu finden.

»Das war doch Mao! In den Filmen, die ich gesehen habe, war er immer der strahlende Anführer auf dem Langen Marsch, der unerschrocken voranlief.«

»Nein, war er eben nicht, selbst wenn das die chinesische Geschichtsschreibung ungern zugibt und es auch im Ausland praktisch keiner weiß. Als der Lange Marsch startete, war Mao nicht nur entmachtet. Man hat sogar überlegt, ihn in dem Guerrillagebiet, von wo die Kommunisten zum Langen Marsch aufbrachen, zurückzulassen.«

Auch das schien für Volker völlig neu zu sein, und so nutzte ich sein Schweigen, um noch etwas weiter auszuholen.

»Historiker aller Länder sind sich mehr oder weniger einig, dass es ohne den Langen Marsch wahrscheinlich keine Volksrepublik China gegeben hätte. Denn wären die Kommunisten damals nicht zu diesem Marsch aufgebrochen – der eigentlich nichts anderes war als eine etwas besser geplante Flucht –, dann wären sie wahrscheinlich von ihren Bürgerkriegsgegnern, den Nationalisten unter Chiang Kai-shek, vernichtet worden. Richtig?«

»Ja, das kann man wohl sagen. Alle, die später wichtige Funktionen in der Volksrepublik einnehmen werden – Mao, Zhou Enlai, Zhu De, Deng Xiaoping, und wie sie alle heißen –, wären sicher einen Kopf kürzer gemacht worden.«

»So. Und genau das hat Otto Braun verhindert. Sie alle überlebten, konnten den Bürgerkrieg gewinnen und schließlich 1949 die Volksrepublik ausrufen. Ergo sähe ohne den Deutschen Otto Braun die Welt heute deutlich anders aus. Das China, das wir heute kennen, gäbe es einfach nicht.«

Danach ging die Diskussion noch endlos weiter, doch darüber senkt sich in meinem Kopf ein gnädiger Nebelschleier.

Es war jedenfalls mitten in der Nacht, als sich Volker in sein Hotel verabschiedete und ich auf dem Fahrrad nach Hause in den Osten Pekings rollte.

Nach dieser Nacht verschwendete ich kaum mehr einen Gedanken an den Langen Marsch und Otto Braun, bis ein paar Wochen später mein Handy klingelte. Am anderen Ende war Volker in Berlin, der mir besonders gut gelaunt zu sein schien.

»Hey, ich freu mich schon total darauf, mit dir den Langen Marsch zu fahren! Ich habe auch schon mit den ersten Planungen angefangen.«

Ich fiel aus allen Wolken.

»Sorry, Volker. Wovon redest du?«

»Wie? Du erinnerst dich nicht mehr? Am Ende von Martins Party warst du nicht mehr zu stoppen. Otto Braun hier, Otto Braun da. Ohne Otto könnte ich mein Huawei-Telefon vergessen. Ohne ihn gäbe es keine Hochgeschwindigkeitszüge in China, keine glitzernden Wolkenkratzer in Shanghai und Langer-Marsch-Weltraumraketen schon gar nicht.«

»Okay, und dann?«

Ich ahnte Übles.

»Als ich es wagte, an deiner These leise Zweifel zu äußern, hast du erst recht aufgedreht. Schließlich hast du laut gebrüllt: ›Wenn du mir nicht glauben willst, dann komm ich eben mit. Dann werde ich dir schon zeigen, wie wichtig Otto Braun für den Langer Marsch war.«

»Komm, das hast du dir doch ausgedacht ...«

»Null. Du hast eingeschlagen, als ich vorschlug, das jetzt fix zu machen. Und wenn du mir nicht glaubst: Martin hat ein Video von unserem Handschlag gemacht. Soll ich's dir schicken?« Nein, das sollte Volker nicht, denn es war alles schon peinlich genug.

So unrühmlich wurde also der Lange Fahrradmarsch zwischen Volker und mir verabredet. Es war nicht der pure Zufall, sondern auch ziemlich viel Alkohol und ein bisschen Cannabis im Spiel. Ich kam mir zwar ein bisschen *geshanghait* vor, wie es ein alter Seemann formulieren würde – hihi, *geshanghait in Peking*, dachte ich, wie absurd –, aber letztlich war ich selbst schuld. Jedenfalls kam es mir nicht in den Sinn, unsere Verabredung zu brechen. Wenn ich erst einmal etwas versprochen habe, halte ich es; mag passieren, was da wolle, und egal, unter welchen Umständen das Versprechen zustande gekommen ist.

Das Ende

Spirit in the Sky

Ich muss so dreizehn oder vierzehn gewesen sein, ich sprach auf jeden Fall schon ein bisschen Englisch, da hörte ich zum ersten Mal im Radio »Spirit In The Sky« von Norman Greenbaum. Der Song jagte mir Schauer über die Haut, und ich lauerte tagelang mit meinem Quelle-Kassettenrecorder und Mikrophon vor dem Radio, bis ich das Stück aufgenommen hatte. Die nächsten Tage spielte ich es immer wieder: So großartig waren die verzerrten Gitarren, die in mir etwas zu zerreißen schienen, so wunderbar die Akkorde, die in großen schweren Tropfen vom Himmel fielen und mich wie einen Umhang einhüllten. So weit ich ihn verstand, lernte ich den Text auswendig und sang dann in Gedanken mit – laut hätte ich mich nicht getraut, die Eltern, die Geschwister hätten mich hören können –, ich wiederholte wieder und wieder: »When I die and they lay me to rest / gonna go to the place that's the best« und »gotta have a friend in Jesus«.

Der Text fiel bei mir auf fruchtbaren Boden. Auch wenn ich schon gelegentlich mit dem Glauben haderte, war ich doch streng christlich erzogen worden und ging jeden Sonntag in den Kindergottesdienst. Hier hörte ich die Geschichten von Tod, Auferstehung und dem Jüngsten Gericht, und stellte mir vor, wie großartig alles werden würde, wenn ich erst mal tot sei; dass Gott, der unbezweifelbar das alles in mir sehen konnte, was kein anderer sah, mich nach einer kurzen, freundschaftlichen Verhandlung direkt in den Himmel schicken würde.

Dann kam der Tag, an dem es passierte. Ich hatte schon eine gute Stunde lang immer wieder das Greenbaum-Stück auf dem Recorder gehört, als ich es plötzlich auch aus dem Schlafzimmer meiner Eltern hörte. Ich rannte

hinüber und fand das Zimmer leer, aber meine Mutter hatte wohl das Radio neben ihrem Bett angelassen. Aus diesem kam der Song, und zwar, das war das große Wunder, vollkommen synchron zur Version auf meinem Recorder. Ich drehte das Radio bis zum Anschlag auf – es war so ein Nussbaumding im skandinavischen Design – und ließ mich nun von zwei Seiten beschallen, indem ich das eine Ohr an den Lautsprecher presste und das andere an den Recorder hielt. Dazu duftete es nach Uralt-Lavendel, das einzige Parfum, das meine Mutter je verwendet hat. Hier im Schlafzimmer roch es immer ein bisschen danach.

Ich verschwand vollkommen in dem Song, und es taten sich Räume auf, die ich noch nie zuvor betreten hatte: Dort gab es weder Licht noch Dunkelheit, noch Wände; diese Räume mussten geschaffen worden sein, bevor die Zeit begonnen hatte. Auch sie rochen ..., rochen nach Lavendel. Hier war alles gut ... Nein, das stimmt nicht. Hier war nichts außer Duft – gar nichts. Nirvana. Ich wollte sofort sterben, um dort für immer bleiben zu können. Das wünschte ich mir so sehr, dass ich ganz euphorisch wurde. Das Leben schien mir jetzt völlig absurd und der Tod wie eine Abkürzung, die ich bisher nicht hatte sehen können, weil ich blind gewesen war.

Ich musste mir jetzt bloß fest vornehmen, aufzuhören zu existieren, dann wäre das Sterben ein Klacks. Doch in dem Moment, als ich das dachte, schlug die Euphorie um. Mich überkam ein solches Grauen, dass mir der Recorder aus den Händen fiel. Ich glaube, es war das gleiche Grauen, das den Titelhelden am Ende von Arthur Gordon Pym überfiel, als das weiße Ding erscheint. Ich schaffte es noch so gerade, das Radio auszumachen und lief aus dem Zimmer.

Ich habe dann jahrelang »Spirit In The Sky« nicht mehr hören können. Schon bei den ersten Takten stellte sich ein Echo des alten Grauens wieder ein. Auch konnte ich jah-

relang kein Uralt Lavendel riechen, ohne dass ich einer Ohnmacht nahe war. Für diesen Text habe ich den Song jetzt einmal wieder abgespielt: Es war auszuhalten, auch wenn ich immer noch eine Gänsehaut bekam. Ich habe auch eine Idee, woran das liegen könnte. Aber ich darf das hier nicht hinschreiben. Andernfalls müssen SIE sterben. Nein, fragen Sie mich bitte nicht, weshalb, wenn Ihnen ihr Leben lieb ist.

A Song To The Siren

Das letzte Lied wird natürlich gar nicht für mich selbst gespielt, sondern für alle, die um mein Grab herumstehen und noch ein Weilchen länger leben werden. Genauso wie die Inschrift auf dem Grabstein ist es meine letzte Botschaft an die Menschheit. Das heißt, das Lied soll etwas bewirken. Aber was?

In erster Linie soll es wohl die noch Lebenden rühren und sie dabei jäh erkennen lassen, wie sehr sie mich zu meinen Lebzeiten verkannt haben. Besonders deutlich sollten sie spüren, dass ich viel tiefer dachte und fühlte als sie selbst. Dabei dürften sie bemerken, dass sie im Vergleich zu mir immer nur grobe, rohe Klötze waren bzw. sind. Dieses Gefühl soll sich vor allem der Frauen bemächtigen, die dabei ruhig von unkontrollierbaren Zuckungen und Weinkrämpfen übermannt werden können. Auch in den herumlungernenden Feuilletonisten sollte das Lied sentimentale Gedanken an und für mich entzünden. Das wird zwar kaum gelingen, weil es sich bei diesem Menschen-schlag für gewöhnlich um einen hartherzigen und kalten handelt. Aber versuchen kann man es ja.

Das heißt, das letzte Lied muss sorgfältig ausgewählt werden. Man sollte aber vermeiden, dies in den letzten Lebensmonaten zu tun. Andernfalls läuft man Gefahr, dass irgendein banaler Ohrwurm am eigenen Grab gespielt wird, der sich einem im Sterbehospiz oder auf der Intensivstation ins schon mürbe gewordene Gehirn gefräst hat (Giganto-Kitsch von *Muse* zum Beispiel), der aber nicht den gewünschten Effekt erzielt.

Weil ich mir dieser Gefahr immer bewusst gewesen bin, überlege ich bereits seit meinem neunten Lebensjahr, welches Lied es denn sein soll. Seit damals plane ich auch meine ganze Beerdigungszeremonie bis ins kleinste Detail. Dabei hat es natürlich über die Jahre immer wieder Programmänderungen gegeben. In der letzten Ausgabe des le-

gendären Bielefelder *Dreck-Magazins* aus dem Jahr 1988 veröffentlichte ich beispielsweise eine Liste von acht Musikstücken, die an meinem Grab in einer ganz bestimmten Reihenfolge gespielt werden sollten.

Diese Auswahl habe ich inzwischen wieder verworfen, obwohl ich mich für sie nicht schämen muss (eine 17-Minuten-Version von *Velvet Undergrounds* »Sister Ray« war dabei). Aber acht Stücke – darunter eine halbe Sinfonie – sind definitiv zu lang, auch wenn sie einer ausgeklügelten Dramaturgie folgen. Statt gerührt und reumütig zu werden, würden die Beerdigungsgäste wahrscheinlich nur wieder wütend auf mich – genauso wie zu meinen Lebzeiten.

Also wähle ich nur einen einzigen Song aus. Der aber nun muss so gut sein, dass er noch in zehntausend Jahren die erwünschten Gefühle evozieren wird. Und so habe ich mich nach jahrzehntelanger Überlegung und eingehender Prüfung endlich für »*Song To The Siren*« von Tim Buckley entschieden. Es gibt wohl keinen Song in der Menschheitsgeschichte, der trauriger ist. Schon die erste Zeile, *Long afloat on shipless oceans*, lässt mich bei jedem Hören erschauern. Genau so stelle ich mir das Totsein vor: für immer einsam treibend auf einem Ozean, ohne etwas anderes zu sehen als dunkles, trübes Wasser (das wahrscheinlich noch nicht einmal Wasser ist).

In einer anderen Zeile des Songs stellt Buckley die Frage *Should I lie with death my bride?* 1970 hat er den Song aufgenommen. Nur fünf Jahre später erhält er die Antwort. Tim Buckley stirbt an einer Überdosis Heroin, im Alter von nur 28 Jahren. Sein Sohn Jeff, eben falls Musiker und Sänger, ertrinkt gut zwanzig Jahre später in einem Fluss in Memphis, während er den Refrain des Led-Zepelin-Songs »Whole Lotta Love« singt. Auch ihn hat die Sirene sehr jung geholt, mit nur dreißig Jahren. Mein letztes Lied scheint also nicht ganz ungefährlich zu sein. Auch deshalb habe ich es ausgewählt.

Ich bin mir aber noch nicht ganz sicher, ob die 1970er Originalversion des Songs gespielt werden soll, oder nicht doch die noch viel dunklere und schönere Coverversion von *This Mortal Coil* aus dem Jahr 1983. Gesungen wird diese Fassung von Elizabeth Fraser (Ex-*Cocteau Twins*), die eine Stimme hat, mit der sie jeden intergalaktischen Song-Wettbewerb für die Erde gewinnen würde. Elizabeth Fraser war übrigens die Geliebte von Jeff Buckley, der sie nur deshalb kennenlernte, weil er von ihrem »Song To The Siren«-Cover so begeistert war. Die Affäre dauerte ein knappes Jahr und nur zwei Jahre später war Jeff Buckley dann gestorben. Aber das nur so nebenbei. Um aber meine Beerdigungsgesellschaft nicht in allzu tiefe Depressionen zu stürzen, soll nach »Song To The Siren« dann noch absolut ohne Vorankündigung und extrem laut ein weiterer Song gespielt werden: »12XU« der britischen Artpunkband *Wire*. Mir ist bis heute kein Song begegnet, der schon mit den ersten drei Takten so viele körpereigene Opiate freisetzt wie dieser. Auch mit diesem Song verfolge ich natürlich eine Absicht. Wer auf meiner Beerdigung noch quicklebendig ist, den dürfte dieser Song noch mehr beleben. Zur Rührung gesellt sich dann der Eindruck, eine schöne und energiegeladene Beerdigung besucht zu haben. Die anderen aber, die selbst schon an der Schwelle zum Schattenreich stehen, werden von diesem schockartig angespielten Killersong so überwältigt, dass es sie – so hoffe ich – endgültig schrägt.

Sollte das passieren, bin ich in meinem Tod nicht mehr so allein. Und vielleicht ergibt es sich, dass danach im schwarzen, schifflosen Ozean auch ein paar Freunde neben mir treiben werden. So kann ich mich in der öden Ewigkeit wenigstens gelegentlich unterhalten. Sollten Sie aber eher der schweigsame Typ sein, bleiben Sie am besten meiner Beerdigung fern.

Die letzte Sonne

Ein Abend am Ufer im September. Die Sonne steht schon tief, dunkelblau wölbt sich der Himmel. Auf dem Rasen bilden die Sonnenstrahlen letzte, hellgrüne Inseln. Es wird schon längst nicht mehr heiß, dafür war das Wetter in den letzten Wochen zu schlecht. Vielleicht drängen sich deshalb heute so viele Menschen auf den rasch schrumpfenden Sonneninseln. Sie schließen die Augen und recken ihre Körper der Sonne entgegen. Viele tragen noch einmal ihre Sonnenbrillen. Und rauchen eifrig große Mengen Zigaretten, trinken Dosenbier. Ein paar Hobbykünstler sind auch da. Sie schauen auf das Gras, die Bäume und das Wasser. Dann malen sie weiter an ihren schlechten Bildern. Ein Chirurg im weißen Kittel geht vorbei und denkt: Wie entschlossen um diese Jahreszeit die Menschen doch entspannen, wie seltsam angestrengt.

Eine Frau fleht: Brenn, Sonne, brenn! und zeigt mit dem Finger auf ihre behosten Schenkel. Die matte Sonne soll wissen, wo sie draufscheinen soll. Eine andere erzählt: Wir schließen uns zusammen, und adoptieren gemeinsam ein Kind. Es lebt in Bolivien und heißt Eduardo. Sein Foto wird bei jedem von uns in der Küche hängen und wenn wir es sehen, wird uns warm werden. Ein junger Mann will komisch sein: In ein Liegelokal gehen, wäre jetzt nicht schlecht. Doch niemand lacht. Nur das Gras zittert etwas im Wind.

Drüben, am anderen Ufer packt jetzt derselbe Windstoß die Äste der Trauerweiden. Sie bewegen sich wie See gras im Meer. In weiter Ferne singen Kinderstimmen: 1,2,3,4,5,6,7... Wenn sie fertig gezählt haben, ist der Sommer wirklich vorbei. Eine Frau um die Vierzig betrachtet die Männer der anderen Frauen, und denkt: Na, auch kein Glück gehabt. Ein Vater streckt sein Kind wie ein Opfer der Sonne entgegen. Er brüllt: »Sieh doch, mein Sohn, sieh! Ohne die Sonne würde es alles nicht geben. Die Bäume, das Wasser,

das Gras. Mich nicht, Dich nicht, nicht Deine Mutter. Die Stadt nicht, nicht mal die Welt.« Keiner versteht den Mann, denn er brüllt persisch, und das Kind ist zum Sprachverstehen noch viel zu klein. Schnell kommt die Mutter. Sie nimmt das Kind auf den Arm, und schaut ihren Mann mitleidig an.

Am anderen Ufer singt ein Auszubildender zur Gitarre. You're just like an angel your skin makes me cry. Der Wind weht ein paar Fetzen herüber. Gleichzeitig gleiten fünf graue Schwäne in einer exakten Reihe durchs Wasser.

Eine Frau mit schwarzen Haaren fotografiert ihren eigenen Schatten, er ist schon über 15 Meter lang. Sie gehört zu einer Gruppe Jugendlicher, die im Gras umeinander tummeln. Die Mädchen tragen wippende Pferdeschwänze, und die schmalen männlichen Brillenträger sind in die Clique voll integriert. Ein blasser Isländer bereichert das Bild.

Wie schön, will man denken, denkt aber: Auf ›Pablo Honey‹ gibt es eine Stelle, da erinnern Radiohead an U2. Für zehn Sekunden zwar nur, doch: Ist das nicht schrecklich? Der Isländer aber denkt: Ich will das Bild nicht bereichern, ich will mit einer sonnengebräunten Frau schlafen, noch bevor der Winter kommt.

Die Sonne verschwindet hinter den Bäumen. Ein Mann gähnt. Die Pferdeschwanzmädchen beginnen zu zittern. Mit nun schon klammen Fingern rollt eines die Picknickdecke zusammen. Der eben noch gähnende Mann versucht, die Frau neben sich warm zu rubbeln, damit sie noch bleibt. Sie aber steht auf und geht wortlos. Eltern setzen den Kindern Wollmützen auf.

Ein paar Menschen laufen zur nahegelegenen Brücke, wo die Sonne noch etwas länger scheint. Hier lehnen sie sich an das Geländer und richten ihre Körper nach Westen aus. Nicht einen Sonnenstrahl verpassen, nicht einen, denken die Menschen schweigend. Auch sonst hört man kaum einen Laut.

Und dann, mit einem Mal, ist die Sonne fort. Nein, sie ist nicht untergegangen und auch nicht hinter einer Wolke verschwunden. Die Sonne ist einfach erloschen, so als wäre sie ausgeknipst worden. Aber sie hätte noch mindestens 15, 20 Minuten scheinen müssen, meint ein Mann. Na und wenn schon, antwortet sein Kumpel. Sparmaßnahmen. Hängt alles mit der Globalisierung zusammen. Noch ahnt niemand, was wirklich geschehen ist. Doch bald werden es alle wissen. Denn dies war die letzte Sonne, die je ein Mensch sah. Und keine wird mehr aufgehen, nicht morgen, nicht übermorgen, nie mehr. Es ist vollkommen finster und wird immer so bleiben. Bevor wir aber hier in der ewigen Dunkelheit erfrieren: Laßt uns Schnaps trinken gehen.

Die nichtgeschriebenen Bücher

Nachdem ich schon ein paar Bücher geschrieben hatte, fiel mir auf, dass sie alle unterschiedlichen Genres angehören. Mit einem Büchlein, das kleine dramatische Szenen enthält, hatte ich begonnen (*Die letzte Stunde des Herrn K.*). Darauf folgte eine Biografie (*Wir sind die Wahnsinnigen*), dann eine große Reiseerzählung (*Allein unter 1,3 Milliarden*), ein Ratgeber (*Bliefe von dlüben*) und ein Roman, der eine Mischung aus Coming of Age und Mystery Thriller ist (*Der letzte Huelsenbeck*). Dazwischen habe ich ein paar Kolumnensammlungen veröffentlicht (*Im Jahr des Hasendrachen* bzw. *des Tigerochsen*), ein Buch mit autobiografischen Episoden (*Zum ersten Mal tot*) und drei tagebuchartige Berichte (u.a. *Corona Updates Beijing*). Zudem gehen ein Kinderbuch, wenn auch nur für Erwachsene (*Der kleine Herr Tod*), sowie eine Kombi aus Abenteuer und historischer Recherche (*Der Lange Fahrradmarsch*, mit Co-Autor) auf mein Konto.

Die letzten Bücher folgten bereits einem festen Plan, denn irgendwann hatte ich beschlossen, in jedem literarischen Genre mindestens ein Buch zu schreiben: Um mich beim Schreiben nicht zu langweilen, und mir selbst zu beweisen, dass ich es kann. Das heißt natürlich auch, dass ich noch eine ganze Liste vor mir habe: Mindestens einen Liebesroman, einen Krimi, einmal Fantasy und einmal Science-Fiction. Auch ein historischer Roman fehlt noch in meiner Sammlung sowie diverse Unterabteilungen des Sachbuchgenres.

Da ich allerdings nicht sonderlich schnell schreibe und ich in diesem Jahr unglaubliche siebzig Jahre alt werde, ist mir klar geworden, dass meine Lebenszeit – bzw. die Zeit, in der ich noch einen klaren Kopf behalte –, nicht mehr ausreicht, um meinen Plan vollständig zu realisieren. Das ist jammerschade, zumal sich über die Jahre einige Ideen für Bücher der diversen Genres angesammelt haben. Damit

sie nicht auf meiner Festplatte verrotten, will ich die interessantesten hier kurz vorstellen. Dabei habe ich auch einen Hintergedanken. Dazu aber erst später.

Der Liebesroman

Zwei Liebesromane habe ich im Kopf. Nummer 1 soll *Fuckin' The Enemy* heißen. Mit diesem Titel nehme ich die Parole wörtlich, dass der politische Feind zu ficken sei (»Fuck Trump!« »Fuck Putin!« »Fuck Nazis!«). Das Buch handelt von einem linken Mann, der sich in eine Rechtsradikale verliebt. Die sich daraus ergebenden Probleme (Hitlergruß im Bett?) will ich mir aber lieber nicht vorstellen, was die Realisierung dieses Stoffs nicht leichter macht.

Auch Liebesroman 2 entspricht nicht dem, was man sich landläufig unter dem Genre vorstellt. Der Titel lautet *Das verwunschene Kondom*, der Inhalt ist sehr traurig, und geht so:

Ein Mann trägt jahrelang ein Kondom mit sich. Für den Fall der Fälle will er vorbereitet sein. Irgendwann stellt er fest, dass das Kondom das Verfallsdatum überschritten hat. Er schmeißt es weg. Gleich in der nächsten Nacht trifft er eine Frau, die unbedingt mit ihm ins Bett will. Der Mann lässt sich darauf ein, obwohl er kein Kondom mehr hat. Zwei Jahre später stirbt er an Aids.

Fantasy

Okay, ich glaube, beide Romane werden keine Bestseller, zumal ja Love Content hauptsächlich von Frauen gekauft wird. Vielleicht klappt es besser, wenn ich Liebe mit Fantasyelementen mische? Dieser Mix hat die Beatles-Zeile *So much younger than today* als Arbeitstitel:

Ein alter Mann verliebt sich in eine ebenso alte Frau. Er liebt sie so sehr, dass er sich wünscht, sie viel früher getroffen zu haben. »Ich würde alles anders machen als in meinen vergangenen Beziehungen.«

Er wünscht sich das so sehr, dass ihm die Götter seinen Wunsch erfüllen. Eines Morgens wachen Mann und Frau nebeneinander auf und sind wieder jung, so 23 Jahre. Sie können ihr Glück nicht fassen. Knapp zwei Jahre lebt das Paar herrlich und in Freuden, der Himmel hängt voller elektrischer Gitarren, es hat noch nie eine größere Liebe auf Erden gegeben.

Dann schleichen sich die alten Beziehungsmuster wieder ein. Und auch diese Beziehung scheitert. Schuld hat natürlich der Mann.

Ich glaube, dass ich diesen Roman gern lesen würde. Die Frage ist: Würde ich ihn auch gerne schreiben? Und kann ich das überhaupt?

Vielleicht mache ich mich doch lieber erst an *Die Toten*. Dieses Fantasy-Buch spielt im Totenreich, und da kenne ich mich ein bisschen aus. Allerdings habe ich hier noch keinen wirklichen Plot, sondern nur das hier:

Die Toten sollen wieder geboren werden, wollen aber nicht, weil sie inzwischen wissen, dass es auf der Erde unerträglich ist. »Nicht wieder auf diesen Strafplaneten!« Sie gründen die »Partei der Toten«, um ihre Interessen zu vertreten.

Gut, oder doch nicht? Bevor Sie aber etwas sagen, hören Sie mich bitte zu Ende an.

Science-Fiction

Auch einen Science-Fiction-Roman würde ich nämlich noch gerne schreiben. Dieser hier, für den ich noch keinen

Titel habe, spielt nicht in der fernen, sondern in der nahen Zukunft:

Die Sekte

Die Frau ist verschwunden. Der Mann sucht sie. Er findet heraus: Sie ist in den Fängen einer üblen Sekte. Und lässt sich nicht herausholen: »Mir geht's hier gut. Du bist der, der falsch lebt.«

Der Mann wird also selbst Mitglied der Sekte, um die Frau langfristig aus ihren Fängen zu befreien. Mit den Jahren steigt er in der Hierarchie auf. Zum Schluss ist er selbst der Sektenboss. Und findet die Sekte jetzt super.

Auch einige Ideen zu dem, was die Sekte so an Ansichten vertritt, habe ich notiert:

Man verherrlicht den Schlaf. Eine Sekte der Müdigkeit. Der ursprüngliche Sektenführer – ein Schweizer namens Burschi – behauptete, man könnte sich in seinen Träumen verstecken. Jedes Jahr müssen die Sektenmitglieder ihre sexuelle Orientierung ändern: Homosexuelle zu hetero, und umgekehrt. Trans gibt es nicht. Man muss wirklich für ein Jahr komplett die Rolle wechseln: »Swapna will das so«, wobei Swapna die verehrte Gottheit ist.

Die Bekleidungs Vorschriften der Sekte sind streng: Die Sexualorgane müssen deutlich sichtbar sein, die Gesichter dagegen verhüllt. Auch in der Öffentlichkeit. Das führt natürlich zu Problemen mit Gesellschaft und Behörden.

Die Sekte hat feste Rituale. Weil man glaubt, dass die Meldungen im Fernsehen nur Lug und Trug sind, versammelt sich die Gemeinde jeden Abend um 20:00 Uhr vor dem Fernseher, und sieht gemeinsam die Tagesschau. Es ist aber kein Wort zu verstehen, weil die Versammelten ununterbrochen: »Tagessau! Tagessau! Tagessau!« schreien müssen. Die ganzen

fünfzehn Minuten lang. Das wird in der Sektenbibel »Tages-sau-Meditation« genannt.

In einem Alternativentwurf dieses Romans ist der Sektenführer eine Führerin.

Sie behauptet, von einem anderen Planeten zu kommen. Am Ende stellt sich heraus, dass das stimmt.

Krimi

Der feige Detektiv

Für meinen ersten Krimi habe ich noch keinen Plot, aber einen Ermittler: den feigen Detektiv. Er heißt Ralf und traut sich nicht, Menschen anzusprechen, geschweige denn, sie zu verhören oder auszuhorchen. Er hasst es, fremde Gebäude zu betreten oder auf die Straße zu gehen. Besonders zuwider ist ihm das Telefonieren.

Er löst seine Fälle, indem er Menschen aus der Ferne beobachtet, in Archive geht, und in Kooperation mit Waltraud, einer aggressiven Wahrsagerin. Sein einzig wirklich Vertrauter aber ist 21th Century, eine schizophrene KI.

Da fällt mir gerade ein, der erste Fall von Kommissar Ralf könnte

Der Erfrorene

sein:

Ralf ermittelt im Fall von Julian, der eines Tages tot in seinem Haus aufgefunden wird.

Der Tote wurde allenthalben nur Wetter-Julian genannt, weil er im Keller eine Maschine stehen hat, mit der er das Wetter zu beeinflussen meinte. Die Maschine ist simpel und kann natürlich nicht funktionieren. So wurde Wetter-Julian zum Gespött der ganzen Nachbarschaft. Jedem, der es nicht hören wollte, hatte er nämlich erzählt, dass er es ist, der den Klimawandel macht.

Bei der Obduktion stellt nun der Gerichtsmediziner fest, dass Wetter-Julian erfroren ist. Im Haus herrschen jedoch Temperaturen von mehr als zwanzig Grad. Kommissar Ralf, Waltraud und selbst 21 Century, der sonst für alles eine Erklärung hat, stehen vor einem Rätsel,

von dem ich leider immer noch nicht weiß, wie es zu lösen ist.

Der Protagonist einer zweiten Krimireihe sollte *Kommissar Kimchi* heißen, ein robuster Ermittler mit nordkoreanischen Wurzeln. Die Idee habe ich allerdings schnell verworfen, da Alliterationen immer etwas zu albern sind.

Doch noch ein Reisebuch

Ich glaube, Sie merken, dass die meisten Entwürfe noch sehr unausgereift sind. Und da mir die Lebenszeit davonrennt, sollte ich mich vielleicht doch nicht an unerprobten Genres versuchen.

Also doch noch mal ein Reisebuch? Die Idee zu folgendem gefällt mir besonders gut. Ich habe vor diesem Buchprojekt aber auch extrem viel Angst, weil es einen noch deutlich höheren körperlichen Einsatz erfordert als zum Beispiel *Der Lange Fahrradmarsch*. Der Titel:

Rausreißen: in 18 Zähnen um die Welt

Und hier ist der bereits ausformulierte Anfang:

Im Alter von 61 Jahren ließ sich mein Onkel Jochen sämtliche Zähne ziehen. Das erwies sich als wohl überlegte Entscheidung, denn dieser Onkel – der älteste Bruder meines Vaters – wurde 106 Jahre alt, wobei er sich bis kurz vor seinem Tod bester Gesundheit erfreute. Noch im Alter von hundert Jahren unternahm er mehrere Reisen innerhalb Europas, nur unter Zuhilfenahme eines Spazierstocks mit einem schön gearbeiteten Entenkopf. Es gab sogar Gerüchte in der Verwandtschaft, Onkel Jochen hätte in seinen späten Neunzigern noch eine Frau in ihren Vierzigern geschwängert, doch dafür sind keine handfesten Beweise beizubringen.

Als ich meinen sechzigsten Geburtstag feierte, fernab von Geburtsland und -ort, fühlte ich mich jedenfalls in einer weit schlechteren gesundheitlichen Verfassung als mein zahnloser Methusalemonkel. Mich plagten schlimme Rückenschmerzen und auch meine Nieren schienen langsam nachzulassen. Ich überlegte, wie ich dem abhelfen könnte. Da fiel mir das Gebiss meines Onkels ein. Offenbar waren seine gezogenen Zähne das Geheimnis seiner Gesundheit und nicht enden wollenden Vitalität. Und so kam es, dass auch ich beschloss, mir sämtliche Zähne rausreißen zu lassen.

Natürlich ängstigte mich auch der Vorsatz. Vor allem konnte ich mir nicht vorstellen, alle Zähne auf einmal zu verlieren. Und so hatte ich die Idee, das Zähneziehen mit einer Weltreise zu verbinden. In jedem bereisten Land, so mein Beschluss, will ich einen Zahnarzt aufsuchen, und der soll mir dann jeweils einen Zahn ziehen. Da ich noch achtzehn Zähne habe, ist geplant, insgesamt achtzehn Länder zu bereisen, auf allen fünf Kontinenten. Die Länder sind...

Im dem Buch sollen nicht nur die unterschiedlichen Methoden der Zahnextraktion weltweit geschildert werden. Ich will auch die Biografien der Zahnärztinnen und Zahnärzte einfließen lassen, und berichten, wie sich nach der

jeweiligen Zahnentfernung meine Gesundheit verbessert hat. Ich glaube, damit schaffe ich es endlich wieder auf die Bestsellerlisten. Nur meine Angst vorm Zähneziehen ist nach wie vor sehr groß. Dabei ist die Aufgabe inzwischen etwas leichter geworden. In den letzten Jahren habe ich zwei weitere Zähne eingebüßt, sodass ich mir noch 16 Zähne ziehen lassen muss. Allerdings brauche ich für das Projekt einen wirklich hohen Vorschuss, für die Behandlungskosten, den späteren Zahnersatz und die Weltreise. Ist zufällig irgendein Verlag hier anwesend, der das nötige Kleingeld vorstrecken will?

Wenn nicht, sollte ich vielleicht doch eher ein lokales Sachbuch verfassen, das auch keinen großen Körpereinsatz fordert und selbst von Kommissar Ralf geschrieben werden könnte:

Ein Mensch – ein Tag – ein Jahr – und alles wahr

Die Idee kam mir, nachdem ich in Berlin Folgendes erlebt hatte:

Ein alter Mann versucht ein Selfie zu machen. Er sieht aus wie ein Türke oder Bulgare oder so was. Er will offenbar den Brunnen, vor dem er steht, im Hintergrund des Fotos haben, doch das gelingt ihm nicht. Zwei Frauen in den Dreißigern, eine blond, die andere dunkelhaarig, kommen vorbei und fragen den Alten, ob das seine Sachen sind, die auf der Bank neben dem Brunnen liegen. Ja, sagt der Alte, aber ihr könnt Euch trotzdem hinsetzen. Das tun sie. Der Mann überlegt, dann fragt er die Frauen, ob sie nicht das Foto von ihm machen können: »Der Brunnen muss mit drauf sein.« Klar, sagt die Dunkelhaarige. Der Alte gibt der Frau sein Handy und stellt sich in Positur. Anschließend bedankt er sich: »Ich mache hier jedes Jahr ein Bild von mir. Für meine Tochter und meine Enkelin. Immer an diesem Brunnen. Heute hat es zum ersten Mal nicht geklappt. Ich weiß nicht, warum. Ich glaube,

ich werde alt. Aber dann seid ihr ja zum Glück gekommen.«
Eine Geschichte, wie ausgedacht, doch alles stimmt an ihr.
Solche Geschichten ereignen sich in großen Städten jeden Tag. Wie wäre es, sie aufzuschreiben? Einfach jeden Tag in einem festgelegten Jahr einen Menschen, der mir auf der Straße oder sonstwo auffällt, auskucken, ihn beobachten oder ihn zur Not befragen, und dann alles notieren. Dafür braucht es eigentlich nur eine gewisse Ausdauer. Vielleicht würde mir diese Fingerübung auch helfen, mich weniger mit mir selbst zu beschäftigen. Das ist ja auf die Dauer auch die Pest.
Und jetzt noch ein paar Buchideen im Schnelldurchlauf:

Das 24-Stunden-Buch

Ein Buch, in der jede Stunde des Tages porträtiert wird, und das, was sie so kann. Die Geisterstunde von 0:00-1:00 Uhr und wofür sie steht, ist bekannt. Aber was ist mit der Carcrashstunde gleich danach, in der die meisten Autounfälle am Tag passieren? Oder die Geburtsstunde von vier bis fünf Uhr morgens, in der die meisten Menschen geboren werden, zumindest, wenn sie auf natürliche Weise zur Welt kommen? Auch über die Todesstunde (8-9 Uhr) ist wenig bekannt, oder die blöde Stunde von 17-18 Uhr, in der der Mensch nicht denken kann. In dieser Stunde wurde übrigens dieses Buch von mir erdacht.

Chinesisch-Sprachlehrbuch für Superdoofe

Zu diesem Sachbuch bin ich mehr als qualifiziert, denn ich habe es während meiner siebzehn Jahre in China nicht geschafft, diese Sprache richtig zu lernen. Einfachere Schriftzeichen könnten als Comicfiguren auftreten und erzählen, was sie bedeuten und warum, und das auch demonstrieren. Daraus könnte man eine Zeichentrickserie entwickeln, die mir später die häusliche Pflege finanziert.

Ein kleiner Traum von mir ist zudem, noch vor der Demenz ein

Pixiebuch

zu veröffentlichen. Das ist deutlich schwerer, als man denkt. Das weiß ich, weil ich bereits eins geschrieben habe. Es heißt *Tröpfchen will ans Meer*, und beschreibt die Reise eines Wassertropfens von der Wolke bis in den Ozean. Es wurde vom Verlag abgelehnt, weil sprach- und inhaltlich nicht zielgruppengerecht.

Das hat mich so demotiviert, dass ich mein Pixie-Buchprojekt

Trauerkloß wird Germknödel

gar nicht erst begonnen habe.

Doch während ich den Traum vom eigenen Pixie-Buch noch nicht völlig begraben habe, werde ich – ich schwör! – in diesem Leben keinen

Gedichtband

mehr veröffentlichen. Denn Dichten, das habe ich festgestellt, kann ich so wenig wie Harfe spielen oder über Wasser gehen. Zum Beweis dieses *rhyme piece* hier, an dem ich ~~jahrelang~~ zwanzig Minuten gefeilt habe und das nur dazu taugt, diese Beispielsammlung zu beenden.

Sterben ist für andere da

*Jupp hei di, Jupp hei da
Sterben ist für andere da.
Alle müssen krepieren,
nur mir kann nichts passieren.*

*Jupp hei di, Jupp hei ho,
klopft der Tod an, ruf ich: »No!«
Kommt er dann durch's Fenster rein,
schlag ich ihm die Knochen klein,*

*Jupp hei di, Jupp hei hu,
tot, mein Lieber, bist nun Du.*

Und jetzt Sie!

So, das war's. Natürlich fehlen noch einige Buchideen: Einfälle, die so schlecht sind, dass sie niemals das Licht der Öffentlichkeit erblicken dürfen. Sie mussten aber trotzdem alle gedacht werden, um am Ende die eine Idee zu haben, *die so gut ist*, dass ich sie hier auf keinen Fall verraten werde, weil ich so bescheuert nun doch nicht bin.

Aber bevor ich mich tatsächlich an eins von den hier vorgestellten Projekten mache, sind erst einmal Sie dran: Nehmen Sie mir bitte die Entscheidung ab, und teilen Sie mir mit, welches Buch Sie noch von mir wollen.

Zuschriften bitte an den Verlag bzw. an einen meiner zahlreichen Social Media Accounts, die Sie gerne ergooglen mögen. Ich verspreche Ihnen, Ihre Empfehlungen in meinem Herzen zu bewegen. Mehr ist nicht drin. Das Alter, es ist unberechenbar, und man soll sich hüten, ab Siebzig verbindliche Zusagen zu machen.

Nachwort

Natürlich durfte Christian Y. Schmidt nicht fehlen. Hans Zippert und Wiglaf Droste als frühere Weggenossen sind ja längst in der vorliegenden Buchreihe vertreten. Dass es bei Schmidt etwas länger dauerte, lag einfach daran, dass er nicht greifbar war. Er lebte von 2003 bis 2022 mit seiner Frau Gong Yingxin in Ostasien, zunächst in Singapur und seit 2005 in Peking. Aber das hat sich nun geändert. Inzwischen wohnt er wieder in Berlin und wir konnten das Lesebuch-Projekt gemeinsam angehen und entwickeln. Es wurde nachgeholt, was längst an der Zeit, überfällig, war. Der Aufenthalt in Asien nimmt eine eigene Sparte im verzweigten Schmidt'schen Werkkosmos ein. Der Autor verfasste mehrere China-Bücher, die zum festen Repertoire all jener China-Interessierten gehören, die etwas anderes lesen wollen als Reportagen ›von der Stange‹. In *Bliefe von dlüben. Der China-Crashkurs* (2009), *Im Jahr des Tigerochsen. Zwei Chinesische Jahre* (2011) und *Im Jahr des Hasendrachen* (2013) erweist sich Schmidt als genauer Beobachter fremder asiatischer Lebenswelten, die er – und das macht seine Bücher so besonders – aus radikal-individualistischer Perspektive und mit den Augen eines Satirikers beschreibt.

Das gilt auch für seine Reiseberichte *Allein unter 1,3 Milliarden. Eine chinesische Reise von Shanghai bis Kathmandu* (2008) und *Der Lange Fahrradmarsch. 7.000 Kilometer durch das Reich der Mitte* (2025, gemeinsam mit Volker Häring verfasst). Sie dürfen zu den Klassikern des Genres gezählt werden. Sie bieten nicht nur landestypische Informationen aus erster Hand, sondern sind teilweise auch umwerfend komisch erzählt – ein in jeder Hinsicht packender Lesestoff, bei dem man gern ›dranbleibt‹, weil ›Landeskunde‹ hier auf unorthodoxe Art und Weise vermittelt und nicht ›doziert‹ wird.

Als Filmserie hätten die Titel sicherlich großen Erfolg. Doch in welcher Sparte? In der TV-Reihe *Wunderschön* sicherlich nicht. Dafür sind sie einfach zu unpoliert. Der Autor schreibt hier ganz aus der Perspektive eines zwar schon etwas in die Jahre gekommenen Nonkonformisten, lässt aber wissen, dass man auch mit 60+ Punk und Techno-Musik noch etwas abgewinnen kann, was ein erstes persönliches Schlaglicht auf unseren Protagonisten wirft: [»D]ie Punks, die ich in Peking kenne, [sind] allesamt recht umgängliche Menschen. Ich bin sogar mit einer kleinen Gruppe von Skinheads lose befreundet, die auf der Bühne ›Fuck the police‹ und ›Fuck the government‹ singen, und auch die sind sehr freundlich, jedenfalls zu mir.« Im Falle Schmidts käme wohl niemand auf den Gedanken, dem Autor in solchen Zusammenhängen Anbiederung oder Koketterie zu unterstellen. Seine literarisch-journalistischen Reportagen setzen einen Ton fort, den er seit der Frühzeit seines Schreibens kultiviert.

Diese Anfänge liegen in den 1970er/1980er Jahren und führen nach Bielefeld, wo Schmidt 1956 geboren wurde und später Psychologie, Literaturwissenschaft, Geschichte und Philosophie studierte. Er war Mitglied der Bielefelder Satirikerschule, der weiterhin Hans Zippert, Rüdiger Stanko, Fritz Tietz und Harald Lippert und aus dem weiteren Umfeld Wiglaf Droste und Dietmar Wischmeyer angehörten. Schon als Pennäler gab man das selbstproduzierte, heute legendäre Magazin *Dreck* heraus, das die Heftmacher unter anderem in Gaststätten verkauften und das es zuletzt auf eine Auflage von 3.000 Exemplaren brachte.

Dreck erschien von 1978 bis 1984, nein, falsch, das Heft existiert bis heute. 2019 gaben die selbsternannten »Superredakteure« »eine neue Ausgabe, Heftnummer 16, heraus, die all das noch einmal anklingen lässt, wofür das Magazin steht: eine anarchische Verbindung von Satire, Surrealismus und Dada bzw. »fiktiven Journalismus«. Warum es

mit der Nachfolgeausgabe so lange, über dreißig Jahre, gedauert habe, klärt das Editorial wie folgt auf:

In dieser Zeit ist das übliche passiert: Verfettung, Verblödung, Verwirrtheit, Sie kennen das. Christian Schmidt hat ein Ypsilon dazu gewonnen, vier Redakteure haben geheiratet, Harald Lippert ist gestorben, drei Redakteure sind insgesamt fünfmal Väter von vier Töchtern geworden, einer hat beim Hermannslauf mitgemacht und ist unter die ersten 5124 gekommen, jeder von uns war mal bei einem großen Satiremagazin beschäftigt, einer hatte einen Schlaganfall, einer lebt in China und einer auf einer Tannenbaumplantage, alles im Prinzip nicht weiter erwähnenswert.

Über das Revival heißt es:

Kritiker nennen sie Bielefelds Antwort auf die Beatles. Ihre Ärzte nennen sie Borderline-Persönlichkeiten. Vor 42 Jahren produzierten Harald Lippert, Christian Y. Schmidt, Rüdiger Stanko, Fritz Tietz und Hans Zippert die erste Ausgabe des legendären Dreck-Magazins. Ihr Motto: Fiktiver Journalismus – weltweit im Dienst der Leser. Ihre schärfsten Waffen: Subjekt, Prädikat, Objekt! Ihr größter Triumph: Sie haben fast alle überlebt. Jetzt sind sie alt und brauchen das Geld. Deshalb haben sie nach über 32 Jahren erneut ein DRECK-Heft produziert: DRECK 16.

Dem Jubiläumsheft steuerte Schmidt den Beitrag *Mit Martin Scorsese auf Pille zur Jahrtausendparty* bei, der im vorliegenden Lesebuch nachzulesen ist. Er gibt einen Einblick in das schräge Tun der »Söhne der Finsternis«. Den damaligen Bielefelder Nährboden für all dies

beschrieb Hans Zippert vollmundig und augenzwinkernd mit den Worten:

Die ostwestfälische Metropole war in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine Hochburg der Boheme, die Straßen voller Künstler, Intellektueller und Autoren. Hannah Arendt lud in der Prießallee auf ihre legendären Silvesterfeste ein, Norman Mailer lebte kurzzeitig in der Oelmühlenstraße, bevor er in die Dornberger umzog, wo er das umstrittene Interview mit Karl-Heinz Stockhausen führte. In der Gaststätte Bewekenhorn trafen sich Samstagnachmittag Max Horkheimer, Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas, um den Wirt zu foppen und die Bundesligakonferenz auf dem gaststätteneigenen Nordmende-Empfänger zu hören. Jack Kerouac las regelmäßig aus unveröffentlichten Werken, meistens in der Hammer Mühle, wo Philip Roth und Susan Sontag hinter dem Tresen standen. Die älteren Bielefelder berichteten davon, wie sie George Gershwin im Café Europa gehört hatten, während die Jüngeren Miles Davis und Dave Brubeck im Bunker Ulmenwall zujubelten. Jackson Pollock verzierte die Unterführung am Jahnplatz und kippte literweise Binderfarbe an die Wände. Bei Moster im Schaufenster wurden Theaterstücke von Samuel Beckett von den Bielefelder Puppenspielen zum Besten gegeben, mit Kaspar als Estragon, Seppel als Wladimir und dem Wachtmeister als Pozzo. Charles Manson wohnte für zwei Wochen in der Jugendherberge und arbeitete als Garderobiere im Café Dingwerth. Die Abstrakten residierten im Ostend, während es die Situationisten ins Westend zog und die Fluxus-Künstler nach Stieghorst. Die junge Yoko Ono schrie jeden Nachmittag eine halbe Stunde in der Einkaufszone herum und zog dann

weiter zu Opitz, um Klamotten zu zerschneiden. Es war für einen Heranwachsenden eine wunderbare Welt des geistigen und künstlerischen Wettstreits, der ständigen Auseinandersetzung mit einer sich rasend schnell wandelnden Welt, so kam es fünf jungen Männern damals vor. Sie lebten zunächst im Ostend, wo die Hells Angels ihr Hauptquartier hatten und die Grateful Dead ihren Proberaum.

Eine politische Aussage hatte man dabei nicht im Hinterkopf. Es ging um den Angriff auf die Wirklichkeit selbst. Schmidt hat diesem Phänomen einen ganzen Roman gewidmet, *Der letzte Huelsenbeck*, 2018 erschienen. Hauptperson ist, mit deutlichen autobiografischen Anteilen, »Daniel S.«, der von Wahnvorstellungen, Panikattacken, gekränktem Narzissmus, Minderwertigkeitskomplexen, diversen Traumata, Halluzinationen, Verfolgungswahn, mysteriösen Zeichen (die seinen Tod an einem bestimmten Tag ankündigen) usw. heimgesucht wird. Er wird als »ehemaliger Reisejournalist und erfolgloser Romancier« beschrieben, den es nach gescheiterter Ehe aus Hongkong wieder nach Deutschland verschlagen habe. Nun lebt er in einer kleinen Berliner Butze, die er sich vor Jahren von seinen letzten Ersparnissen zugelegt hat. Um seinen Lebensunterhalt muss er sich scheinbar nicht sorgen, es ist genügend Geld da für Nahrung, Reisen, Drogen – mehr braucht's offensichtlich nicht. Mit in den Roman eingeflossen sind Erinnerungen an frühere Bielefelder Sponti-Aktionen unter dem Namen »Die Huelsenbecks«, benannt nach Richard Huelsenbeck, einem der Mitbegründer der Dada-Bewegung. Ihren Bohème-Status trugen die Bielefelder »Huelsenbecks« äußerlich durch das Tragen langer Pelzmäntel zur Schau. Man konsumierte ausgiebig Drogen und startete spektakuläre Dada-Aktionen, die im Roman originell-witzig beschrieben sind. *Der letzte Huelsenbeck* ist ein spätdadaistisches Manifest, das uns

durch die Blume sagt: Wir werden nie erwachsen, auch im Alter nicht. Zugleich ist es ein Dokument der Verzweiflung.

Einiges hiervon findet sich in Schmidts Reiseberichten wieder. Auch in *Allein unter 1,3 Milliarden* wird der Erzähler in mehrfacher Hinsicht mit dem Thema ›Desorientierung‹ konfrontiert. Allerdings weniger in psychologischer Hinsicht als durch das vorgegebene Setting. Er lebt zwar inzwischen seit vier Jahren in China, ist der chinesischen Sprache aber nach wie vor nur rudimentär mächtig, was ihm geradezu peinlich ist. »Warum können die ihre Städte nicht einfach Kopenhagen nennen, Budapest oder Bottrop, so wie im Rest der Welt? Ein Restrisiko, falsch zu fahren, bleibt also. Das liegt allerdings nicht nur an der chinesischen Namensgebung, sondern auch an meiner Leseschwäche.« Im Weiteren lässt er wissen, dass er auch deshalb »ins große China« umgezogen sei, »um der deutschen Enge zu entkommen«.

Für die Beteiligten, auch für Schmidt, wurde *Dreck* zum Sprungbrett für die spätere berufliche Laufbahn. Ab 1984 schrieb er für das Satiremagazin Titanic, dessen Redaktion er von 1989 bis 1996 angehörte. Danach arbeitete er als freier Autor unter anderem für die FAZ, die Süddeutsche, taz, Stern, konkret, NZZ und DIE ZEIT. Eine besondere Beziehung verbindet Schmidt mit der Zentralen Intelligenz Agentur um Holm Friebe und Kathrin Passig, bei der bekanntermaßen die ironische Weltsicht ebenfalls hoch im Kurs steht. Daneben war Schmidt Headwriter für die von Benjamin von Stuckrad-Barre moderierte Literatursendung *Lesezirkel* (MTV, 2001) und Autor für weitere Fernsehproduktionen.

Ausgiebig nutzt Schmidt die sozialen Medien und Video-Plattformen, auch um seine Bücher und eigene, satirische Clips vorzustellen. Bei Youtube findet sich beispielsweise eine Art Tourtagebuch seiner erwähnten chinesischen Fahrradexpedition. Ab 2005 bloggte er auch bei dem kol-

laborativen Weblog *Riesenmaschine*. Selten tritt Schmidt auch als Aktivist auf, dann aber umso entschiedener. Als er Anfang 2020 in Peking den Beginn der Corona-Pandemie hautnah miterlebte, berichtete er hierüber zunächst auf Facebook und später in Printform (*Coronavirus Update Beijing*). Bei einem Corona-bedingten Zwangsaufenthalt in Deutschland rief er im selben Jahr zusammen mit der Künstlerin Veronika Radulovic die Initiative *Corona-Tote sichtbar machen* ins Leben.

Erstmals einem größeren Publikum bekannt wurde der Schriftsteller durch seine 1998 erschienene Biographie *Wir sind die Wahnsinnigen. Joschka Fischer und seine Frankfurter Gang* (mehrere Neuauflagen), die die radikale Vergangenheit des damaligen deutschen Außenministers bekannt machte. Ein spätes Highlight seines Schaffens ist das 2020 erschienene »Kinderbuch für Erwachsene« *Der kleine Herr Tod*, das von dem renommierten Kulturkritiker Georg Seeßlen als »eine literarische Feier des Lebens« bezeichnet wurde.

Und der Mensch Christian Y. Schmidt? Aus seinen Texten lugt er, wie erwähnt, immer wieder und oft in selbstironischer Manier hervor. Das markanteste Beispiel hierfür ist vielleicht sein Buch *Zum ersten Mal tot. Achtzehn Premieren* von 2010, über das zu lesen war:

Christian Y. Schmidt führt das interessanteste Leben der Welt. Er war Bundeswehrsoldat, linker Terrorist, Graffiti-Sprayer, Maoist, Reiseleiter, Filmregisseur, Nazidarsteller sowie Titanic-Redakteur und hat mit den weltweit bestaussehenden Frauen geschlafen. Er kannte und kennt die wichtigsten Prominenten auf der Erde, traf Joseph Beuys, Wienerwaldkönig Friedrich Jahn und leider auch Martin Walser; bereits als Zweijähriger hat er dem damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss die Hand geschüttelt. Er machte Karl Eduard von Schnitzler (»Der schwarze Kanal«)

zum Titanic-Kolumnisten, erfand das TV-Format Big Brother und hat für Thomas Gottschalk und Verona Feldbusch gearbeitet. Er lebte oder lebt in Bielefeld, Peking, Trier, Hongkong, Frankfurt am Main, Berlin und Singapur, je nachdem, wonach ihm gerade ist. Er durchquerte die Taklamakan-Wüste in einer Nacht und bereiste die vier wichtigsten Kontinente. Er war auf dem Mount Everest, zu Gast bei den Polisario-Rebellen in der Westsahara und für fünf Minuten ohne Visum in Nordkorea. Außerdem isst er alles, was man ihm vorsetzt. Bisher hat Schmidt das Licht der Öffentlichkeit gescheut und praktisch nie über sein spektakuläres Leben geredet. Jetzt bricht er sein Schweigen. In »Zum ersten Mal tot« berichtet er darüber, wie aus ihm die interessante Persönlichkeit wurde, die er ist. Das heißt, er berichtet über seine ersten Male: Die allererste Idee, das erste Mal auf Drogen, die erste Arbeit, der erste Sex, das erste Mal als Comedysklave, das erste Mal in einer Anstalt, das erste Mal wieder draußen, das erste Mal gestorben. Ist das Buch zu Ende, weiß man alles, was man als gebildeter Mensch über Schmidt wissen sollte. Und vielleicht sogar ein bisschen mehr über sich selbst.

Gelobt wurde das, was für alle Bücher Schmidts gilt: sprachliche Finesse, gewandte Formulierungskunst, Gespür für Situationskomik sowie eine Affinität fürs Groteske, Skurrile, Pointierte und Provokative. Die FAZ lobte seinerzeit:

»Zum ersten Mal tot« ist eine schamlos verlogene Autobiographie, wie man das von einem ehemaligen Führungsoffizier des Frankfurter Satireblatts »Titanic« erwarten darf. Weil Schmidt nicht nur ein brillanter Stilist ist, sondern zudem wissenschaftlicher

Avantgardist, hat er seine Confessiones nicht einfach tumb à la Grass heruntergeschrieben, sondern aus ihnen ein Standardwerk der Erste-Mal-Forschung gemacht ... zu bringen – und das zum ersten Mal.

Zudem sei das Buch – mit einem Kapitel aus ihm beginnt auch dieses Lesebuch – »phantastisch lustig«. Ergänzend attestierte die *junge Welt*, dass Schmidt, im Gegensatz zu anderen Autoren, sehr gut ohne »Eigenlob, Selbstkasteiung und falsche Bescheidenheit« auskomme. »Kurz, dieses Buch hat alles, was man auf langen Zugfahrten oder an verregneten Sonntagen braucht, um gute Laune zu behalten.«

Eben dies wünscht man auch dem vorliegenden Lesebuch: dass es viele Leserinnen und Leser erreicht, gut unterhält und dazu beiträgt, dem Phänomen Christian Y. Schmidt weiter auf die Spur zu kommen, einem Autor, der einen ganz eigenen Platz in der deutschen Literatur beanspruchen darf.

Textnachweise

Epileptikeradel und schwarze Schwestern, aus: Christian Y. Schmidt: *Zum ersten Mal tot*. Berlin: Edition Tiamat 2010, S. 17-29 – Im Hafen von Tokoradi, aus: *I'm a fugitive from a chain gang*, Dreck-Magazin Nr. 11, Bielefeld 1983, S. 17-18 – *Gegenwelt Bielefeld*, aus: *Bielefeldbuch*. Hg. von Jörg Sundermeier: Berlin: Verbrecher Verlag 2003, S. 181-189 – Mit E auf den P. Über eine bedeutende Nacht im Leben von Thomas Gsella, aus: *Text + Kritik* [Parodie; hg. von Titanic], Oktober 2008, S. 42-45 – Satiriker bekennen: Ich bin eine multiple Persönlichkeit, aus *Titanic*, November 1991, S. 63 – Schröders Augen stinken nach Kotze, aus: *die tageszeitung*, 13.11.2000 – Der König von Polen, aus: *Berliner Zeitung*, 2001 – Wenn Harry Rowohlt einmal frei hat, aus: *die tageszeitung*, 17.6.2015 – Singapur Bonaparte, die Nasenscheiße, aus *Titanic*, Januar 2005 [als Walter Myna] – Neues aus der Schweißforschung, aus: *die tageszeitung*, 27.4.2005 – Dicke, weiche Wolke China, aus: *Supatopcheckerbunny & Hilfscheckerbunny*. Was wir uns überlegt haben zu verschiedenen Themen. Frankfurt: Fischer 2008 – Buddna has not Mach the Valparaiso, aus: Christian Y. Schmidt: *Bliefe von dlüben. Der China-Crashkurs*. Berlin: Rowohlt 2009, S. 129-133 – Chinesen am Strand, aus: Christian Y. Schmidt: *Im Jahr des Tigerochsen*. Berlin: Verbrecher Verlag 2011, S. 124-126 – Einführung in den Daoismus, aus: Christian Y. Schmidt: *Allein unter 1,3 Milliarden. Eine chinesische Reise von Shanghai bis Kathmandu*. Berlin: Rowohlt 2008, S. 216-225 – Mein perfekter Tag, aus: *Süddeutsche Zeitung*, 2.5.2005 [auch in: *Im Jahr des Hasendrachen*, S. 197-198] – Der Lange Marsch in klein, aus: *die tageszeitung*, 23.5.2005 [als Walter Myna] – Methode Cooper, aus: Christian Y. Schmidt: *Der letzte Huelsenbeck*. Roman. Berlin: Rowohlt 2018, S. 235-243 – Unterwegs mit einer ausgedachten Frau, aus: *die tageszeitung*,

4.12.2004 – Zuckmayers Last Stand, aus: Christian Y. Schmidt: Der kleine Herr Tod. Berlin: Rowohlt 2020, S. 87-94 – Der Zeh auf Reisen, aus: die tageszeitung, 11.5.2005 [als Walter Myna] – Das Leben von heute ist der Abenteuerroman von gestern, aus: Dreck-Magazin Nr. 16, Bielefeld 2020, S. 26-37 – Das Fischkapitel, aus: Christian Y. Schmidt: Im Jahr des Hasendrachen. Berlin: Verbrecher Verlag 2013, S. 67-69 – Ich habe überhaupt nichts gemacht, aus: Little Criminals. Berlin: Edition Tiamat 2006, S. 43-50 – Der unrühmliche Lange Fahrradmarsch, aus: Christian Y. Schmidt [mit Volker Häring]: Der Lange Fahrradmarsch. 7.000 Kilometer durch das Reich der Mitte. Berlin: Ullstein 2025, S. 7-13 – Spirit in the Sky (unveröffentlicht) – A Song To The Siren, aus: Wolfgang Pollanz/Wolfgang Kühnelt (Hg.): Das letzte Lied. Wien: Milena Verlag 2014, S. 41-44 – Die letzte Sonne, aus: Berliner Zeitung, 2002 – Die nichtgeschriebenen Bücher (unveröffentlicht).

Dank an

Barbara, Johanna, Constanze, Karin, Annette, Diane, Christiane, Herta, Dorothea, Helena, Mariella, Dominique, Yingxin, Antje. Ohne Euch hätte ich nie etwas zustande gebracht.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz

Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■
 Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd.
 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73)
 ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd.
 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd.
 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■
 Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd.
 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert
 (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich
 Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■
 Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd.
 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel
 (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich
 Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93)
 ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■
 Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97)
 ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich
 (Bd. 99) ■ Christian Dietrich Grabbe (Bd. 100) ■
 Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■
 Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■
 Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf
 Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund
 von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110)
 ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112)
 ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd.
 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd.
 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd.
 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119). ■ Otto A. Böhmer (Bd.
 120). ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd.
 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■
 Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd.
 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter
 Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp
 Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin
 Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter
 Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlau (Bd. 136)) ■ Ursula

Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried August Von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■ Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd. 141) ■ Heinz-Albert Heindrichs (Bd. 142) ■ Hartmut Kasper (Bd. 144) ■ Heiko Werning (Bd. 145) ■ Wiglaf Droste (Bd. 146) ■ Klaus Johannes Thies (Bd. 147) ■ Marc Degens (Bd. 148) ■ Thomas Krüger (Bd. 149).



Kontakt gem. GPSR